

Christopher Vasey

## Was ist die Zeit ?

### Die Zeit verstehen und den Stress besiegen

#### Inhalt

Kapitel 1:	Die Zeit, die vergeht ...	2
Kapitel 2:	Was ist Zeit?	4
Kapitel 3:	Die Geschichte der Zeitmessung	9
Kapitel 4:	Vergeht die zeit wirklich?	16
Kapitel 5:	Die zeit steht still!	19
Kapitel 6:	Die Zeit und das Leben	26
Kapitel 7:	Keine Zeit haben	31
Kapitel 8:	Die Zeit besiegen	37
Kapitel 9:	Der Gegenwart leben	43

Der Verfasser orientiert sich bei Aussagen, die über den allgemeinen Kenntnisstand hinausgehen, an dem in dem Werk »Im Lichte der Wahrheit – Gralsbotschaft« von Abd-ru-shin vermittelten Wissen ([www.gralsbotschaft.org](http://www.gralsbotschaft.org)).

Copyrights: 2015, Christopher Vasey, CH - 1832 Chamby-Montreux

## Kapitel 1: „Die Zeit, die vergeht ...“

Gewöhnlich hat man von der Zeit die Vorstellung, daß sie vergeht oder entflieht.

Man spricht von der langsam oder schnell vergehenden Zeit, die uns unter Schmerzen entflieht oder, ganz im Gegenteil, ohne daß man es merkt. Um nicht ungeduldig zu werden, tröstet man sich damit, daß noch Zeit verstreichen wird, bis dieses oder jenes Ereignis eintritt. Und als Trost beteuert man, daß mit dem Vergehen der Zeit auch der Kummer und die Sorgen vergehen.

So erscheint die Zeit wie ein Fluß, der unabhängig von uns dahinfließt. Ihr Fortschreiten ist unerbittlich: man kann sie nicht anhalten, und sie ist nicht rückgängig zu machen: man kann „verflossene Zeiten“ nicht zurückholen.

Die zur Zeitmessung verwendeten Instrumente scheinen uns diesen Fluß sichtbar zu machen: unermüdlich schreiten die Zeiger der Uhr voran, auf der Sonnenuhr rückt der Schatten vor, und der Sand verrinnt in der Sanduhr.

Zu allen Zeiten hat der Mensch den unerbittlichen Lauf der Zeit beobachtet und besungen. In der Bibel klagt Hiob über die Schnelligkeit, mit der die Tage entfliehen, ohne je seine Qualen zu lindern:

„Meine Tage sind schneller gewesen denn ein Läufer;  
sie sind entflohn und haben nichts Gutes erlebt;  
sie sind dahingefahren wie die Rohrschiffe,  
wie ein Adler herabstürzt auf seine Beute.“  
(Hiob, Kap.9, Vers 25–26)

Unserer Zeit viel näher, schrieb Alphonse de Lamartine:

„So muß ich stets vorbei an neuen Ufern gleiten,  
Rastlos getrieben in die ew'ge Nacht hinaus,  
Und kann nicht einmal auf dem Ozean der Zeiten  
Den Anker werfen aus?“

Halt ein mit deinem Flug, o Zeit! Ihr holden Stunden,  
O hemmet euren Lauf!  
Und laßt genießen uns, die bald wird sein entschwunden,  
die Rosenzeit vollauf!“ (Der See)

Beaudelaire wiederum personifiziert in einer furchterregenden Uhr die Zeit, die ihn nach und nach des Lebens beraubt, um ihn um so sicherer dem Tode näherzubringen:

„Uhr! Düsterer, schrecklicher, gefühlloser Gott,  
dessen Finger uns droht und uns sagt: ‚Sei eingedenk!‘

Dreitausendsechshundert mal pro Stunde raunt die  
Sekunde: Sei eingedenk! – – Schnell, mit seiner Insektenstimme,  
sagt das Jetzt: ich bin das Einst ...“ (Die Uhr)

In den Wissenschaften wird die Zeit ebenfalls als etwas betrachtet, das vergeht. Die chronologische Folge aller Ereignisse, die sie enthält, wird dargestellt durch Punkte auf einer geraden Linie, einer Zeitlinie, die beim Vorrücken die verschiedenen Ereignisse eins nach dem anderen in die Gegenwart bringt.

Diese Darstellung entspricht dem, was wir in unserem Leben empfinden. Erwarten wir ein wichtiges Ereignis, das zu bestimmter Zeit und Stunde stattfinden soll (zum Beispiel ein Examen oder eine entscheidende Verabredung), so ist dies zunächst noch lange nicht Realität; es ist weit weg von uns, das heißt vom gegenwärtigen Augenblick. Allmählich aber nähert sich dieser Augenblick. Der Abstand zwischen ihm und uns nimmt nach und nach ab. Er rückt immer näher, steht nahe bevor und ist plötzlich da; er ist gegenwärtig. Sehr schnell jedoch ist das Ereignis vorüber, liegt hinter uns. Es entfernt sich immer mehr aus der von uns gelebten Wirklichkeit und verschwindet schließlich manchmal völlig aus unserem Bewußtseinsfeld.

Der „Fluß der Zeit“ verläuft also in einer einzigen Richtung: aus der Zukunft kommend, führt er die Ereignisse in die Gegenwart, um alsdann in die Vergangenheit zu entgleiten. Und da sich dieser Vorgang unendlich wiederholt und die von der Zeit herbeigetragenen Ereignisse nicht in der Gegenwart verweilen können, sagen wir, daß die Zeit „vergeht“.

Indessen scheint die Zeit nicht nur zu vergehen, sich also auf „neutrale“, immer gleiche Art fortzubewegen, sondern wir erleben auch – je nachdem, was die Zeit uns bringt – einen Wechsel der Formen. Sagt man doch, daß „die Zeiten sich ändern“, daß die „guten oder schlechten Zeiten erst kommen“, daß „die Zeiten nicht mehr dieselben sind“ usw.

In den unablässig wechselnden Fluten der Zeit wiederholen sich manche Ereignisse regelmäßig, andere finden nur einmal statt. Die Wissenschaften studieren die Dinge, die sich wiederholen, um darin die Naturgesetze zu entdecken, während die Historiker sich eher für die Dinge interessieren, die sich nicht wiederholen, die also ein einzigartiger Ausdruck des freien menschlichen Willens sind.

Aber stimmt dieser Eindruck, daß die Zeit vergeht – und wir uns im Alltagsstreß gewissermaßen in einem „Wettlauf“ gegen sie befinden?

## Kapitel 2: Was ist die Zeit?

Fortwährend benutzen wir Redewendungen wie: „Zeit haben“, „die Zeit vergeht“, „es bleibt noch Zeit übrig“, „freie Zeit“, „zu viel Zeit“, „Zeit verlieren oder gewinnen“, „die verlorene Zeit einholen“, „keine Zeit haben“ usw.

Der Begriff Zeit ist in unserem Leben allgegenwärtig. Er regelt den größten Teil unserer Existenz, und jeder von uns meint genau zu wissen, worum es geht. Überlegt man jedoch genauer, was nun wirklich die Zeit ist – wie sie vergeht, wo sie sich befindet, welcher Art sie ist usw. –, so findet man sich schnell in der von Augustinus so gut beschriebenen Lage. Zur Frage: „Was ist also die Zeit?“ sagte er sinngemäß: „Wenn mich niemand fragt, weiß ich es. Aber wenn ich es erklären soll, dann weiß ich es nicht mehr.“

Die Schwierigkeit, auf die man stößt, wenn man den Begriff der Zeit zu erfassen sucht, rührt daher, daß sie scheinbar völlig paradoxe Merkmale besitzt.

Die Zeit erscheint uns gleichzeitig lang und kurz – lang, weil sie seit Millionen von Jahren andauert, kurz, weil wir so oft „zu wenig Zeit“ haben. Sie erscheint gleichermaßen langsam wie schnell zu vergehen – langsam für den, der wartet, schnell für den, der etwas genießt. Sie kann groß erscheinen, bis ins Unendliche reichend, aber auch klein, wenn sie sich im Bruchteil einer Sekunde zeigt. In der Zeit strebt der Mensch nach Unsterblichkeit, doch zugleich führt die Zeit auch zum Tod. In der Zeit des Erdenlebens können Erinnerungen auslöschen, aber auch wieder auftauchen. Die Zeit erscheint uns knapp, und doch verschwenden wir sie oft. Andererseits haben wir sie immer zur Verfügung, nutzen sie jedoch nicht genügend. Und wie die Zeit zu vergehen scheint, wenn wir sie nützen, so vergeht sie auch, wenn wir sie nicht nützen. „Zeit ist Geld“, sagt man – und doch kann man sie nicht kaufen noch verkaufen. Nichts geht ohne sie – und doch ist sie uns fremd, da wir sie so schlecht kennen.

Die vielleicht größte Schwierigkeit, der wir uns gegenüber sehen, wenn wir die Zeit studieren, ist, daß man sie nicht direkt beobachten kann wie einen Stein oder eine Pflanze: die Zeit ist unsichtbar. Niemand hat sie je gesehen. Wir können die Zeit zwar erleben, wir können Veränderungen dokumentieren, die sich durch die Zeit vollziehen, doch die Zeit selbst können wir nicht „orten“.

Es gibt jedoch außer der Zeit vielerlei Dinge, die wir nicht sehen, aber trotzdem benutzen und studieren – zum Beispiel den Strom, die Atome im Mikrokosmos, die Rundfunkwellen, die Gedanken, den menschlichen Willen usw. All das ist unsichtbar, aber wir erleben die *Wirkungen*, die in der Materie dadurch ausgelöst werden.

Gehen wir also bei der Frage „Was ist die Zeit?“ nach der gleichen Methode vor und studieren wir sie, um sie besser erfassen zu können, anhand ihrer Wirkungen.

### Zeit und Raum

Warum sagen wir, daß die Zeit vergeht, verstreicht? Wir beschreiben damit die Veränderungen in der Stellung oder der Form unserer Umgebung. Beim Sonnenaufgang zum Beispiel steht die Sonne niedrig am Horizont, zu Mittag im Zenit. Zwischen beiden Punkten ist etwas geschehen. Die Sonne hat nicht nur die Stellung verändert, sondern damit auch einen

gewissen „Zeitraum“ markiert, in dem sich auch viele andere Veränderungen und Erlebnisse ereigneten. Der *Zeit-Raum* entstand also durch zwei verschiedene Augenblicke oder *Zeit-Punkte*. Der Augenblick, an dem die Sonne niedrig am Horizont steht, ist nicht der gleiche, wie der, da sie sich im Zenit befindet. Zwischen diesen beiden Punkten gibt es eine *Zeit-Dauer*, die es uns gestattet, Zustands- und Formveränderungen bewußt zu erleben.

Genau so verhält es sich zwischen dem Augenblick, in dem ich fröhlich, und dem, in dem ich traurig bin, oder dem Stand einer Blume in der Knospe und im aufgeblühten Zustand, oder zwischen dem Umkippen und dem entleerten Zustand eines Gefäßes usw. Zwischen zwei beliebigen Bezugspunkten entsteht eine *Zeit-Spanne*.

Aber so unterschiedlich zeitliche Bezugspunkte auch sein mögen, sie haben trotzdem alle eines gemeinsam, das uns helfen kann, die Zeit besser zu verstehen: Sie befinden sich im *Raum*. Denn alle für uns beobachtbaren Formen und auch Ereignisse (die Änderungen der Formen) finden im Raum statt! Die Zeit ist also immer eng mit dem Raum verbunden, erst durch den Raum werden Zeit-Spannen erlebbar.

Die Zeit ist so innig mit dem Raum verbunden, daß wir, wenn wir uns die Vergangenheit ins Gedächtnis rufen oder versuchen, uns die Zukunft vorzustellen, immer nur an räumliche, konkrete Ereignisse denken können. Zeit ohne Raum ist nicht vorstellbar. Würde Zeit ohne den Raum und seine Formen existieren? Wir könnten nicht von Zeit sprechen, weil es keine Bezugspunkte für die Zeit gäbe!

Wenn nun aber die Zeit nur mit dem Raum existieren kann, so stimmt das auch umgekehrt: Zum Raum gehört die Zeit! Raum und Zeit sind eine Einheit!

Ohne Zeit gäbe es keine Dauer, kein Vorher und kein Nachher. Die Zeit definiert Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; infolge der Zeitdauer sind die Formen des Raumes gewesen – sie sind – und sie werden sein. Die Existenz eines jedes Gegenstandes ist an die Zeit gebunden. Wenn etwas auch nur einen kurzen Moment existiert, für die kleinstmögliche Zeitdauer, so ist dieser Moment Zeit. Ohne die Zeit würde der Gegenstand, würden alle Formen, würde der ganze Raum nicht in der Realität erscheinen. Er wäre nicht existent, weil er keine Dauer hätte. Ohne Zeit kein Raum!

Die konkreten Dinge, die uns umgeben, haben also nicht nur die drei Dimensionen Länge, Breite und Höhe, sondern sie besitzen auch eine vierte Dimension: die Zeit, denn ohne sie existierten die Gegenstände nicht.

Zeit ist also eine Dimension der Gesamtheit „Raumzeit“, und sie läßt sich daher „an sich“, also ohne Raum, auch nicht messen. Es besteht auch keine kosmische Uhr, auf die wir uns beziehen können.

Um die Zeit zu messen, ist es unerläßlich, sich sichtbarer und greifbarer Gegenstände zu bedienen. Diese Gegenstände müssen jedoch bestimmte Kriterien erfüllen. Das erste davon ist: an ihnen muß eine Bewegung erkennbar sein, also eine Formveränderung oder eine Fortbewegung im Raum. Ein Gegenstand, der keine Bewegung erkennen läßt, wäre für die Zeitmessung völlig nutzlos: man mißt auch nicht das Verstreichen der Zeit auf einem Bild. Nur die Bewegung erlaubt es, den Anfang und das Ende einer Dauer zu bestimmen, und somit eine bestimmte Zeitspanne.

Ein weiteres grundlegendes Kriterium ist, daß der für die Zeitmessung herangezogene Gegenstand nicht identisch sein darf mit dem Ereignis, dessen Dauer man festlegen will. Es wäre zum Beispiel zwar unwiderlegbar richtig, zu sagen: die Zeit, die man für die Lektüre eines Buches braucht, ist genau so lange, wie man für die Lektüre des besagten Buches braucht – aber diese Information ist absolut nutzlos. Es fehlt eine Bezugsgröße. Sage ich aber, daß die Zeit, die mich die Lektüre dieses Buches kostet, *der* Zeit entspricht, die die Sonne für die Hälfte ihres täglichen Umlaufs braucht, dann habe ich eine Information, die von Nutzen sein kann, da sie eine repräsentative Zeitspanne beschreibt.

Weitere Kriterien liegen darin, daß die zur Zeitmessung herangezogene Bewegung von überschaubarer, verhältnismäßig kurzer Dauer ist und sich regelmäßig wiederholt.

Aus all diesen Gründen haben sich der scheinbare Umlauf der Sterne um die Erde und insbesondere der Sonnenumlauf als die besten Mittel zur Messung der Zeit durchgesetzt. Der Umlauf der Sonne ist für jedermann sichtbar, das Ereignis ist also überschaubar, von relativ kurzer Dauer (ein Tag), und es ist ein Phänomen, das sich regelmäßig wiederholt.

Die Zeit, die Wasser zum Kochen braucht, oder die Zeit, die ein Gebirge zu seiner Entstehung benötigt, könnte nicht zur Zeitmessung verwendet werden. Denn die Zeitspannen, in der diese Phänomene ablaufen, sind im ersten Fall zu kurz und im zweiten zu lang. Darüber hinaus wiederholt sich weder das eine noch das andere regelmäßig.

### **Gibt es eine „innere Uhr“?**

Könnten wir nun nicht, anstatt von der Beobachtung der äußeren Wirklichkeit auszugehen, wie wir es bis jetzt in Erwägung gezogen haben, die Zeit messen, indem wir uns auf eine innere Uhr beziehen?

Die Existenz einer biologischen Uhr wurde tatsächlich in Erwägung gezogen, als man entdeckte, daß einige physische Funktionen einem genauen zeitlichen Rhythmus unterlagen, und daß diese Rhythmen weiter zu wirken schienen, auch wenn man sie abzuwandeln versuchte, indem man den Menschen anderen Lebensbedingungen aussetzte.

Einer dieser Rhythmen ist die Veränderung der Körpertemperatur im Laufe des Tages. Im allgemeinen steigt die Körpertemperatur am Tag und sinkt in der Nacht. Selbst wenn jemand nachts statt tagsüber arbeitet, bleibt die regelmäßige Änderung der Temperaturen bestehen – jedoch in umgekehrter Weise, um den Körper an die neue Tagesordnung anzupassen. So steigt die Körpertemperatur bei einbrechender Nacht, und sie sinkt bei Tagesanbruch.

In den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts wurden diverse Experimente durchgeführt, um zu ermitteln, ob Menschen ohne Uhr und ohne jegliche Möglichkeit, das Tageslicht zu sehen (zum Beispiel am Grunde einer Höhle), ihre täglichen Aktivitäten anhand einer hypothetischen inneren Uhr weiter ausüben konnten.

Während die Versuche zunächst vielversprechende Ergebnisse brachten, stellte sich dann doch heraus, daß der Mensch sich als „absoluter Zeitmesser“ nicht eignet. In den Versuchen konnte die Dauer des „Tages“ bis zu ca. 48 Stunden verlängert werden, ohne daß sich die sich diesen Experimenten hingebenden Personen dessen gewahr wurde. Damit verschwand die Hoffnung, die Existenz einer inneren Uhr zu entdecken, für immer.

## Gibt es „Zeit“ überhaupt?

Bedeutet die Tatsache, daß die Zeit weder äußerlich sichtbar ist noch mit Sicherheit innerlich durch eine „biologische Uhr“ gefühlt werden kann, daß sie nicht existiert? Daß sie eine Erfindung des Menschen ist, wie oft behauptet wird?

Manchmal wird als Beleg für diese Vermutung ins Treffen geführt, daß manche Volksstämme in ihrem Wortschatz keinen Ausdruck für „Zeit“ besitzen, wie wir ihn kennen. Doch ist das kein Beweis dafür, daß es Zeit nicht wirklich gibt.

Wenn ein solcher Volksstamm – die Nuer in Afrika zum Beispiel – auch kein abstraktes Bezugssystem wie Stunden und Minuten besitzt, um das Verstreichen der Zeit zu erfassen, so besitzen diese Menschen ja trotzdem ihr eigenes zeitliches Bezugssystem. Für die Nuer sind die genauen Tagesmomente durch die Tätigkeiten ihres täglichen Lebens als Viehzüchter festgelegt: zum Beispiel das Verbringen der Rinder und Ziegen zu den Weiden oder Wasserstellen, ihre Rückkehr zur Koppel oder zum Stall, die Pflege, das Melken usw.

Diese verschiedenen Tätigkeiten, die regelmäßig im Laufe des Tages aufeinander folgen und nie in Frage gestellt noch verändert werden, bilden ein brauchbares Bezugssystem, weil sie für alle überschaubar sind und immer ungefähr gleich lange dauern. Auf dieser Grundlage finden die Ereignisse im Tagesverlauf ihren zeitlichen Platz. Sicher können die Nuer nicht sagen, daß sich um 13 Uhr ein Löwe der Herde genähert hat, weil sie nicht unser Meßsystem verwenden. Sie werden aber zum Beispiel sagen, daß der Vorfall in dem Augenblick stattfand, als die Herde in den Schatten der Bäume geführt wurde, um der stärksten Hitze zu entgehen. In ihrer Art, die Dinge zu erfassen, erweckt das Führen der Herde in den Schatten einen genau so präzisen Begriff wie für uns 13 Uhr, denn ihre Herde wird tatsächlich jeden Tag ungefähr zum gleichen Zeitpunkt in den Schatten geführt.

Es ist zu beachten, daß aufgrund des auf ihren *Tätigkeiten* beruhenden Meßsystems die Nuer sich nicht stressen müssen in dem Versuch, die Ausführung ihrer Arbeiten mit einem abstrakten Stundenplan in Einklang zu bringen, so wie wir es machen!

Gleich, ob der Mensch einer sehr einfachen oder einer sehr fortgeschrittenen Zivilisation angehörte, er scheint immer einen Zeitbegriff besessen zu haben. Aber diese Zeit, von der wir sprechen – seit wann existiert sie?

Wenn wir von „älteren und neueren Zeiten“ sprechen, von einem „Anfang“ und einem „Ende“ der Welt, so wird daraus einmal mehr die untrennbare Verbindung zwischen Zeit und Raum deutlich: Die „sich ändernden Zeiten“ sind die für uns beobachtbaren *Formveränderungen* in der Schöpfung, und die Zeit muß es geben, seit es den Raum gibt – beides gehört zum Schöpfungsganzen.

Lehrt uns die Bibel etwas über die Zeit? Wenn man sich auf die Schöpfungsgeschichte (Genesis) bezieht, wie sie im Alten Testament dargelegt ist, so findet man erst am „vierten Tag“ den Begriff der „Zeiten“. Nachdem der Schöpfer das Licht geschaffen hat (erster Tag), den Himmel (zweiter Tag), Erde und Vegetation (dritter Tag), heißt es über den vierten Tag:

*„Und Gott sprach: Es werden Lichter am Firmament des Himmels, die da scheiden Tag und Nacht und geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre ...“*  
(Buch Genesis, Kap. 1, Vers 14)

Lesen wir diesen Vers oberflächlich, könnten wir glauben, die Zeit hätte erst „am vierten Tag“ begonnen. Doch dem ist nicht so, denn der Sternenumlauf ist ja nicht die Zeit selbst. Vielmehr kommt zum Ausdruck, daß der „vierte Tag“ in der Schöpfungsentwicklung die Möglichkeit bietet, regelmäßig wiederkehrende *Zeitspannen* – Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre – zu messen.

Können diese Zeichen und die verschiedenen vom Menschen zum Messen der Zeit verwendeten Mittel uns helfen, klarer das Wesen der Zeit zu erkennen?

Dieser Frage werden wir nun nachgehen.



## Kapitel 3: Die Geschichte der Zeitmessung

Heute trägt fast jeder eine Uhr am Handgelenk und kann sich somit leicht in der Zeit zurechtfinden. Ist der Vormittag schon weit vorgerückt? Sind wir am Anfang oder Ende des Nachmittags? Wieviel Zeit bleibt noch bis zur Nacht? Solche Fragen finden durch einen schnellen Blick aufs Ziffernblatt leicht eine Antwort. Aber im Mittelalter, in der griechischen oder römischen Antike, zu Zeiten des Höhlenmenschen – wie wußte die Mehrzahl der Menschen damals, „welche Stunde geschlagen“ hat?

„Die Stunde kennen“ – das ist ein sehr moderner Begriff, denn was wir Stunde nennen, bedeutete für den größten Teil der Menschheit bis zum 12. oder 14. Jahrhundert absolut nichts. Man müßte im Hinblick auf die Zeitmessung also formulieren: Was tat der Mensch, um zu bestimmen, an welchem Zeitpunkt des Tages er sich befand, und wie definierte er diese Zeitpunkte, wenn er darüber sprach?

Lassen wir leicht zu bestimmende Zeitpunkte des Tages beiseite, wie Sonnenauf- und -untergang oder die Tagesmitte (wenn die Sonne ihre höchste Stellung am Himmel erreicht), so waren die anderen Zeitpunkte des Tages sehr unzureichend definiert. In griechischen Texten, die auf die Zeit Homers zurückgehen, das heißt aus dem 9. vorchristlichen Jahrhundert stammen, ist der Tag einfach in Vormittag und Nachmittag aufgeteilt. Später wurden zusätzliche Unterscheidungen eingeführt. Die erste Hälfte des Tages wurde in Morgen und Vormittag, die zweite Hälfte in Nachmittag und Dämmerung unterteilt. Die Nacht teilte sich in Abend, Mitternacht und Morgendämmerung.

Lange Zeit hindurch diente der Zeitmessung nur die Naturbeobachtung, besonders der Lauf der Sonne, und es wurde keinerlei von Menschen hergestelltes Instrument verwendet. Die Zeitmessung war also im Vergleich zu modernen Ansprüchen wenig genau, aber sie genügte wohl den Bedürfnissen der damaligen Epoche.

### Schattenstab und Sonnenuhr

Das erste Zeitmeßgerät war vermutlich ein einfacher Stab, der senkrecht in den Boden gesteckt war. Zwischen Sonnenauf- und -untergang wirft der Stab einen Schatten auf die Erde, der mit dem Gang der Sonne mitwandert. Setzt man in regelmäßigen Abständen des Schattenverlaufs Anhaltspunkte, kann der Tag in gleiche Teile unterteilt werden, auf die man sich beziehen kann.

In der Weiterentwicklung wurde dieses einfache System – Gnomon („Schattenstab“) genannt – dann zur Sonnenuhr. Man merkte freilich, daß die festgelegten Anhaltspunkte zu jeder Jahreszeit neu bestimmt werden mußten, da sich die Länge der Tage mit der Jahreszeit änderte. So besitzt die Sonnenuhr im Gegensatz zum Gnomon einen Sockel, auf dem man die Linien des Verlaufs des Schattens zu jeder Jahreszeit findet, und auf diesen Linien die der jeweiligen Jahreszeit entsprechende Tageseinteilung.

Der Erfindung des Gnomons und der Sonnenuhr ging gewiß die Beobachtung der Verschiebung der durch Bäume, Hütten oder sonstige Gegenstände projizierten Schatten voraus. Schriftliche Dokumente enthüllen uns zum Beispiel, daß die Ägypter sich fünfzehn Jahrhunderte vor Christus auf den Schatten der Obelisken bezogen, um die Zeit zu messen. Es war übrigens ein ägyptischer Obelisk, den Kaiser Augustus verwendete, um eine der größten

Sonnenuhren zu bauen, die je existierten, jene vom Marsfeld in Rom. Dieser aus Heliopolis eigens nach Rom gebrachte Obelisk war 25 Meter hoch und wog 250 Tonnen!

Mögen die Sonnenuhren groß oder klein, einfach oder kompliziert sein – zwei wesentliche Schwächen sind ihnen gemeinsam: man kann sie nur tagsüber und nur bei schönem Wetter benutzen. Fehlt der Sonnenschein in der Nacht und an wolkigen Tagen, ist auch die beste Sonnenuhr unbrauchbar.

### **Zeitmesser aus Wasser, Sand, Öl und Wachs**

Nun aber hatte auch das Wissen, an welchem Zeitpunkt der Nacht man sich befindet, seinen Nutzen, etwa wenn es um die Ablösung der Wachposten ging, um das Öffnen der Stadttore, oder darum, nächtliche Zusammenkünfte oder Zeremonien usw. festzulegen.

Um sich von der Sonne unabhängig zu machen, bemühte sich der Mensch also darum, andere Mittel zur Zeitmessung zu entdecken. Dazu gehörte die Wasseruhr. Sie besteht aus einem innen mit einer Skala versehenen Gefäß und hat in ihrem unteren Teil eine Öffnung. Das allmähliche Abfließen des im Gefäß enthaltenen Wassers verändert nach und nach den inneren Wasserstand und ermöglicht es durch die bezifferte Meßskala, bestimmte Zeitspannen zu messen.

Diese in vielen Teilen der Welt verwendeten Wasseruhren wurden nach und nach weiterentwickelt. Im dritten vorchristlichen Jahrhundert erleichterte der Grieche Ktesibios das Ablesen der Stunde, das bis dahin nur im Inneren des Behälters möglich war. Er ließ das Wasser in ein zweites Gefäß abfließen, in dem sich ein Schwimmer befand. Dieser stieg in dem Maße hoch, wie der Wasserspiegel anstieg. Eine darauf befestigte kleine Figur, die hoch genug war, um den oberen Rand des zweiten Gefäßes zu überragen, zeigte auf einer Stundenskala die Zeit an.

Nach dem gleichen Prinzip wie die Wasseruhren, die jedoch andere Mittel als das Wasser benutzten, erlaubten auch die Öllampen und die Sanduhren das Messen der Zeit ohne Hilfe der Sonne. Ihre Wände waren aus Glas und gestatteten, das Verrinnen der Zeit zu messen, indem man die Veränderung des Öl- oder Sandstands beobachtete und an einer dort angebrachten Skala ablas.

Im Mittelalter wurde ein anderes Zeitmeßsystem benutzt: mit Gradeinteilung versehene Kerzen. Drei Kerzen – von je einem Meter Höhe – genügten, um die Zeit zwischen Einbruch der Dunkelheit und Sonnenaufgang zu messen. Ein nicht unerheblicher Vorteil war, daß die Kerzen nicht nur zum Messen der Zeit dienten, sondern auch zum Beleuchten des Raums, in dem sie sich befanden.

Dazu ersann man eine besondere Verfeinerung: um das Verstreichen der Zeit hörbar zu machen, wurde eine Kugel oder ein Nagel an jeder Gradeinteilung angebracht. Beim Abschmelzen des Waxes bis zur jeweiligen Markierung wurde der dort befindliche Gegenstand freigesetzt und fiel in eine zu diesem Zweck angebrachte Metallschale, und erzeugte dadurch einen Ton, der das Verstreichen einer neuen Stunde kundgab.

Leider haben – ebenso wie die Sonnenuhr –, die Wasseruhren, die Öllampen, die mit Gradeinteilung versehenen Kerzen und die Sanduhr große Schwächen, die jede Zeitmessung

auch vom Zufall abhängig machen. Denn je nach Temperatur läuft das Wasser der Wasseruhr unterschiedlich schnell aus. Bei Frost wird es zu Eis und legt das ganze System lahm.

Außerdem verengen mit der Zeit Kalkablagerungen den Durchmesser der Ausgangsöffnung und verändern so die Auslaufgeschwindigkeit. Auch die Verbrennungsgeschwindigkeit der Kerzen und Öllampen ist verschieden, je nach der Qualität des Brennstoffs und je nachdem, ob es in dem betreffenden Raum Luftzug gibt oder nicht. Was die Sanduhr angeht, so verrinnt der Sand vergleichsweise regelmäßig, aber die notwendigerweise geringeren Abmessungen der Sanduhren verhindern die Zeitmessung über einen langen Zeitraum.

### **Mechanik für eine autonome Zeitmessung**

Die gleichmäßige Bewegung, also des Wasserablaufs, der Verbrennung der Kerzen usw., war im Mittelalter das Hauptproblem, das einer genaueren und zuverlässigeren Zeitmessung entgegenstand. Im 14. Jahrhundert aber waren die wissenschaftlichen Erkenntnisse genügend weit fortgeschritten, daß sich eine neuen Art der Zeitmessung durchsetzen konnte. Man hatte erkannt, daß das beste Mittel zum Erzielen einer regelmäßigen Bewegung in einem Schlag-Mechanismus lag, und da die technischen Kenntnisse nun ausreichten, wurde die erste mechanische Uhr konstruiert.

Ihr Mechanismus wurde durch Gewichte in Bewegung gesetzt. Sie war nicht sehr genau, und es dauerte einige Sekunden, bis ein Schlagen erfolgte. Aber die Schläge konnten leicht gezählt werden, wodurch ebenfalls Zeitspannen meßbar wurden. Die Uhr zeigte die Stunden durch einen Ton an.

Die erste Maschine für eine autonome Messung der Zeit war damit geboren. Sie funktionierte am Tag und in der Nacht, unabhängig von der Jahreszeit, der Temperatur, von Luftbewegung und allen sonstigen Einflüssen, die bis jetzt wesentliche Probleme dargestellt hatten.

Das Grundmodell der mechanischen Uhr mit Gewichten wurde in der Folge immer weiter perfektioniert.

Im 15. Jahrhundert wurde sie mit einem Zifferblatt und einem einzigen Zeiger ausgerüstet, der die Stunden anzeigte. Zum Ende des 17. Jahrhunderts erschien der Minutenzeiger. Ebenfalls im 17. Jahrhundert wurden die Gewichte durch einen Schwingmechanismus in Form eines Perpendikels ersetzt, dessen Bewegung den Lauf bestimmte. Ende des 18. Jahrhunderts wurden die Uhren für den Antrieb mit einer Spiralfeder ausgestattet, und auch das Perpendikel entfiel, was es in der Folge gestattete, die ganze Mechanik zu verkleinern und ausreichend kleine Uhren für Privathäuser zu bauen. Indem man die Abmessungen und das Gewicht dieser Uhren weiter reduzierte, erhielt man ein Zeitmeßinstrument, das leicht am Körper getragen werden konnte: die Taschenuhr. Zunächst die Uhr für die Westentasche und dann die Armbanduhr, wie wir sie heute tragen.

### **Die 60-Minuten-Stunde setzt sich durch**

Die 60-Minuten-Stunde, wie wir sie heute kennen, setzte sich etwa im 14. Jahrhundert durch. Nicht daß die Tageseinteilung in 24 Stunden zu je 60 Minuten in dieser Epoche „erfunden“ worden wäre. Aber die mechanische Uhr gestattete es nun, dieses schon alte System tatsächlich zu verwenden. Es war schon von babylonischen Mathematikern „gefunden“ worden, die mit einem Duodezimal-Zahlensystem arbeiteten, das heißt mit 12 Einheiten (und

nicht mit zehn, wie üblicherweise in der heutigen Mathematik), und so den Tag in Zwölftel unterteilen.

Bis zum 14. Jahrhundert waren Tag und Nacht willkürlich in je 12 Stunden geteilt. Die „Stunden“ dauerten von einer Jahreszeit zur anderen verschieden lang, da sich die Dauer von Tag und Nacht im Laufe des Jahres ändert. Wenn die Stundenaufteilung zur Frühlings- und Herbst-Tagundnachtgleiche, exakt war, so waren im Sommer die Stunden der Tage viel länger als die im Winter, und das Gegenteil galt für die Stunden der Nacht. Diese „natürlichen“ und unregelmäßigen Stunden wurden nun durch Stunden konstanter Dauer für das ganze Jahr ersetzt.

Der Fortschritt der Wissenschaften drängte zur Erfindung und Konstruktion der ersten mechanischen Uhr. Er folgte damit dem Bedürfnis nach einem sicheren und zuverlässigen Zeitmeßapparat. Dieses Bedürfnis entstand aber nicht in der bürgerlichen Gesellschaft, sondern vor allem in den Klöstern, wo man es für wichtig hielt, möglichst genaue Zeitpunkte für die Gebete einzuhalten.

### **Die Stunden für das Gebet**

Wenn die großen Religionen auch alle die Bedeutung und die Segnungen des Gebets unterstrichen haben, so wurde diese Hinwendung zum Schöpfer nie so genau kodifiziert und organisiert wie in christlichen Klöstern.

Im Judentum betet der Gläubige drei mal am Tag: nach Tagesanbruch, vor Sonnenuntergang und bei Nachtanbruch. Der Moslem muß fünf mal pro Tag beten: gerade vor Sonnenaufgang, sofort nach 12 Uhr, vor Sonnenuntergang, gleich nach Sonnenuntergang und bei Einbruch der Nacht. In beiden Fällen findet das Gebet also nicht zu einem genauen Tageszeitpunkt statt, sondern in einer „naturegebenen“ Zeitspanne. In Anbetracht der Tatsache, daß die einfache Beobachtung der Sonnenstellung genügte, um sich zurechtzufinden, war es also nicht zwingend, ein sehr genaues Mittel zur Zeitmessung zu haben.

In den christlichen Klöstern des Mittelalters hingegen wurden Gleichzeitigkeit und Gemeinsamkeit als wesentliche Faktoren angesehen. Das Gebet erlangte um so größeren Wert, je mehr Personen es zur gleichen Zeit verrichteten. Sich zur festgesetzten Stunde zu versammeln, war also unbedingt notwendig, nicht nur für die Mönche des gleichen Klosters, sondern, soweit möglich, für die Gesamtheit der Klöster.

Jede Verzögerung – und um so mehr jede Unterlassung – eines Gottesdienstes, das heißt einer Zusammenkunft zum Gebet, wurde als schwerwiegender Verstoß angesehen. Das Bedürfnis nach einem zuverlässigen Zeitmeßinstrument wurde dadurch immer stärker – auch deshalb, weil die Mönche, die das Ideal des vom Apostel Paulus angeratenen „unablässigen Gebets“ zu verwirklichen suchten, während der Nacht geweckt werden mußten, um an der Mette teilzunehmen.

Wie es das wohlbekannte Lied „Bruder Jakob“ zum Ausdruck bringt, war die Gefahr groß, daß der wachhabende Mönch, der die Uhrzeit im Auge behalten sollte, einschlief und nicht zur Mette läutete. Ein Wecksystem (eine Glocke oder ein anderes Tonsignal) wurde also zu einer zusätzlichen Notwendigkeit bei einem Gerät, das die Zeit auf sichere Weise messen soll. Diese zwei Erfordernisse – Genauigkeit und Tonsignal – wurden durch die ersten mechanischen Uhren erfüllt.

## **Die Uhr – eine Erfindung für die Stadt**

Einmal von den Klöstern eingeführt, fanden die mechanischen Uhren auch das Interesse der Stadtbewohner, deren in dieser Epoche immer mehr wurden. Bisher hatte es nur da und dort kleinere Städte gegeben, die Mehrheit der Leute lebte auf dem Lande. Hier folgte der Tages-Stundenplan dem ländlichen Arbeitsablauf, der sich nach den Umständen, dem jeweiligen Wetter, den Jahreszeiten usw. orientierte. Es gab auf dem Land deshalb keinen zwingenden Zeitplan: was an einem Tag nicht erledigt werden konnte, das wurde auf den folgenden Tag verschoben. Pünktlichkeit war nicht von Bedeutung, und folglich gab es auch kein so großes Interesse an der zuverlässigen Uhr.

Mit der Entwicklung von immer größeren Städten ergab sich eine völlig andere Situation: Das Leben der Städte folgte nicht mehr so sehr natürlichen Rhythmen. Ihre Aufgaben hingen nicht so sehr von Jahreszeiten und gutem oder schlechtem Wetter ab, sondern unterlagen eher der persönlichen Einteilung des Ausführenden. Die Städter benötigten für ihre Zwecke also unabhängigere Anhaltspunkte für die Zeitmessung.

Sicher, lange Zeit verfügte kein Arbeitgeber, Arbeiter oder Handwerker über sein eigenes Zeitmeßgerät. Aber die verschiedenen Zünfte oder Stadtbehörden besaßen Wasseruhren, und jede zeigte mittels eines Tonsignals die wichtigen Momente der Arbeitsfolge an, meistens durch einen Glockenton (Zifferblatt und Zeiger erschienen erst später).

So läuteten die Glocken, um Anfang und Ende der Arbeit jeder Handwerkerzunft, die Ruhepausen oder das Öffnen und Schließen der Stadttore anzuzeigen. Sie läuteten auch, um öffentliche Versammlungen, Ratssitzungen, den Markt, das Ende des Getränkediens, die Straßenreinigung usw. anzukündigen. Das Stadtleben unterlag also dem Rhythmus einer Vielzahl von Tonsignalen. Diese waren aber noch uneinheitlich, weil die einzelnen Wasseruhren nicht zeitlich aufeinander abgestimmt waren.

Die Notwendigkeit, ein einziges und sicheres Zeitmaß zu haben, auf das sich die ganze Stadt verlassen konnte, schien immer dringlicher. Das in den Klöstern benutzte Meßsystem (die mechanische Uhr) entsprach vollkommen diesem Bedürfnis, und es wurde von den Städten übernommen.

Ausgerüstet mit einem System, das in einem ganzen Stadtteil ein hörbares Tonsignal geben konnte, wurden die mechanischen Uhren hoch oben auf Türmen platziert. Die allmähliche Übernahme der Zeitangabe von den Turmuhren, die *öffentliche* und nicht – wie bisher – private Uhren waren, spielte auch im Hinblick auf jene sozialen Konflikte eine Rolle, die durch die Zeitmessung hervorgerufen wurden. Denn freilich mißtrauten die Arbeiter der sich entwickelnden Industrien den hydraulischen Uhren ihrer Chefs – Uhren, über die sie keinerlei Kontrolle hatten. Da sie für die Stunde und nicht mehr für die Arbeitsmenge bezahlt wurden, wollten sie nicht länger arbeiten als die Zeit, die ihrem Gehalt entsprach. Aber wie sollte man wissen, ob der Chef nicht Wasser in seine Wasseruhr nachfüllte, um eine längere Arbeitszeit seiner Arbeiter zu erzielen? Die privaten Messungen waren um so mehr Anlaß zu Protesten, als zwischen den verschiedenen Wasseruhren der Chefs die Zeiten nicht übereinstimmten.

## **Suche nach größerer Genauigkeit**

Mit der Einführung der öffentlichen Turmuhren fand die Zeitmessung auf neutralem Gebiet statt. Eine größere Garantie für Objektivität war durch die Tatsache gegeben, daß die Glocken

nicht mehr nur Anfang und Ende der Arbeit signalisierten, sondern zu jeder Stunde läuteten. Dieser Eindruck der Objektivität nahm noch zu, als die halben Stunden und dann die Viertelstunden angezeigt wurden, vor allem aber mit dem Zifferblatt. Dieses gestattete es in der Tat, das „Verrinnen der Zeit“ visuell und kontinuierlich zu überprüfen.

Obwohl sie im Vergleich zu Wasseruhren und anderen Zeitmeßgeräten verhältnismäßig genau arbeiteten, waren die mechanischen Uhren trotzdem noch zu ungenau, um im Vergleich untereinander die völlig gleiche Zeit anzuzeigen, selbst nach vorangegangener Angleichung. Die verschiedenen öffentlichen Uhren der Stadt läuteten also die Stunde nicht zum exakt gleichen Zeitpunkt.

Die Suche nach größerer Genauigkeit und Übereinstimmung führte zu einer weiteren Perfektionierung der Uhren. Schon 1370 hatte König Charles V. versucht, die Uhren von Paris in Einklang zu bringen (indem er anordnete, daß sie alle auf eine einzige Uhr eingestellt werden müssen: auf die seines Palastes). 200 Jahre später hatte Charles Quint das gleiche versucht – immer noch ohne Erfolg, da die Mechanik noch keine befriedigende Genauigkeit erlaubte.

Das Problem spitzte sich ab dem 16. Jahrhundert zu, als der im Bau von Kutschenwagen erzielte Fortschritt eine starke Nachfrage in der Personenbeförderung verursachte, und die Menschen nicht nur durch das ganze Land, sondern auch von einem Land ins andere reisen wollten. Aber wie sollte man für solche Reisen einen zuverlässigen Stundenplan aufstellen, wenn die Uhren nicht aufeinander abgestimmt waren? Das Problem war um so komplexer, als der Tag zu verschiedenen Zeiten begann, je nach der Region oder Stadt, in der man sich befand. An manchen Orten begann er bei Sonnenaufgang, an anderen bei Sonnenuntergang, wieder anderswo zu Mittag oder um Mitternacht! Darüber hinaus waren die Tage entweder in 24 aufeinanderfolgende Stunden geteilt oder in zwei Folgen von 12 Stunden.

Jemand, der eine lange Reise unternahm, wechselte ständig das Stundensystem und mußte sich mit einer Umrechnungstabelle ausrüsten, um zu versuchen, sich in der Zeitmessung zurechtzufinden.

Die meisten örtlichen Unterschiede blieben bis zum Bau der Eisenbahnen im 19. Jahrhundert bestehen. Wegen der schnellen Fortbewegung der Züge wurde der durch diese Unterschiede bedingte Nachteil aber immer stärker fühlbar und zwang zur Schaffung von regionalen, dann von nationalen Zeitzonen.

1884 beschloß eine internationale Kommission, alle bestehenden Zeitzonen zu einem allgemeinen und einzigen System zu vereinigen, indem die Erdkugel in 24 Zeitzonen aufgeteilt wurde, innerhalb derer die gleiche Stunde galt. Dieses System benutzen wir noch heute. Der Bezugsmeridian dieses Systems ist der Meridian von Greenwich in England.

Die Vereinheitlichung der Stundensysteme kam nicht nur zustande, weil die Mehrheit der Länder damit einverstanden war, sondern auch, weil der technische Fortschritt die Umsetzung in die Praxis ermöglichte. Die Genauigkeit, mit der die Uhren die Zeit angaben, stieg von einer Minute auf einige Sekunden, um schließlich mit gleicher Präzision bei dem Bruchteil einer Sekunde anzukommen. Darüber hinaus gestattete die Erfindung des Telegrafens eine sofortige Informationsübertragung, was ermöglichte, die Uhren trotz der Entfernungen aufeinander abzustimmen.

## Zeit und Uhrzeit

Heutzutage wird in der ganzen Welt ein einziges Zeitmeßsystem verwendet. Da das System so allgemein verbreitet ist, kann man sich – vor allem wenn man in dieses System hineingeboren wurde und nichts anderes gekannt hat – leicht dem Gedanken verfallen, daß die von unserer Uhr angezeigte Zeit die *tatsächliche* Zeit ist.

Doch die Gleichsetzung der *Zeit* an sich mit der von unserer Uhr angezeigten Stunde ist ein Irrtum, denn wie wir gesehen haben, ist die Aufteilung der Zeit eine Erfindung des Menschen. In der Natur zeigt objektiv nichts an, daß wir zum Beispiel „die dritte Morgenstunde“ haben oder daß dieser Stunde irgendein „objektiver Vorgang“ entspricht.

Wenn wir von der „dritten Stunde“ sprechen, so deshalb, weil wir Menschen beschlossen haben, den Tag in 24 Stundeneinheiten zu teilen, und weil wir Instrumente erfunden haben, die es gestatten, diese Einteilung regelmäßig und objektiv darzustellen.

Daß unser Zeitmeßsystem nur das Ergebnis von Absprachen ist, erkennt man auch sehr klar, wenn man das Zeitmaß betrachtet, das den 24-Stunden-Tag überschreitet, das heißt die Zeiteinteilung in Monate, Jahre usw. Im Okzident hat das Jahr 365 Tage und ist in 12 Monate zu 28 bis 30 Tagen geteilt. Im mohammedanischen Kalender ist die Zahl der Monate identisch, aber das Jahr zählt elf Tage weniger, also 354 Tage. Der jüdische Kalender hat eine variable Anzahl von Monaten – zwischen 12 und 13 – und zwar abhängig von dem jeweiligen Jahr!

Darüber hinaus lassen die Moslems ihren Kalender (d. h. ihr Jahr 0) mit der Flucht Mohammeds nach Mekka beginnen, ein Ereignis, das im Jahr 622 unserer Zeitrechnung stattfand. Die Juden lassen ihr Jahr mit der „Erschaffung der Welt“ beginnen (gemäß einer Interpretation biblischer Texte im Jahr 3762 v. Chr.), und die Christen mit dem Jahr, in dem Christus geboren worden sein soll.

Wir müssen also den in Jahren ausgedrückten Zeitrechnungs-Daten nicht mehr Bedeutung beimessen als nötig. Wenn man zum Beispiel dem Jahr 2000 einen besonderen Stellenwert zugeschrieben hat, dann wohl ohne Berücksichtigung der Tatsache, daß dieses Jahr 2000 das Jahr 1421 bei den Moslems und das Jahr 5761 bei den Juden war, das Jahr 4698 bei den Chinesen und das Jahr 68 bei den Koreanern. Und die Vorsicht im Umgang mit „besonderen Jahresdaten“ ist um so mehr angebracht, als sich herausgestellt hat, daß das für die Geburt Christi festgesetzte Jahr vier bis fünf Jahre später liegt als das tatsächliche Jahr seiner Geburt.

Wir beziehen uns also auf ein Zeitmeßsystem, das sicher nützlich ist, aber trotzdem ein vom Menschen erdachtes System, und das als solches nicht mit der wirklichen Zeit verwechselt werden darf.

Das „Rätsel Zeit“ bleibt also bestehen: Was ist die Zeit – vergeht sie wirklich?

## Kapitel 4: Vergeht die Zeit wirklich?

Wir betrachten gewöhnlich als unbestritten – und deshalb als sicher –, daß die Zeit verrinnt und verstreicht, und daß dieses die Zeit unaufhörlich verändernde Verrinnen uns die nachfolgenden Ereignisse bringt, die Zukunft. Wenn wir nun aber auf dieser Grundlage über den Begriff Zeit nachdenken, stoßen wir schnell auf Widersprüche und Unsinnigkeiten, die uns zeigen, daß die Zeit (die wirkliche Zeit, nicht der Gang der Uhrzeiger!) überhaupt nicht ... vergehen kann.

Verginge die Zeit tatsächlich wie ein unsichtbarer Fluß, so folgte daraus zum Beispiel, daß dessen Fließgeschwindigkeit für uns alle gleich wäre. Jeder würde, müßte sie sogar auf gleiche Weise spüren, denn das „Vergehen der Zeit“ als äußere Realität wäre für uns alle ebenso zwingend und gleichermaßen erlebbar, wie es die Schwerkraft, bestimmte Entfernungen usw. sind. Nun zeigt uns aber unsere tägliche Erfahrung, daß die Zeit sehr unterschiedlich und ungleich empfunden wird – je nach den Personen und Umständen.

Für jemanden, der begeistert von dem ist, was er tut, dauert sie kurz. Kinder, denen man vor dem Zubettgehen noch ein wenig Zeit zum Spielen eingeräumt hat, sind zum Beispiel so gefesselt von ihrem Tun, daß sie, wenn man sie dann doch unterbrechen muß, klagen: „Was, die Zeit ist schon um?“ Viel zu schnell sind die Minuten für sie vergangen. Genauso geht es dem Künstler oder dem Wissenschaftler, der in seine Arbeit vertieft ist und der, zum Essen gerufen, mit Erstaunen feststellt, daß der Vormittag schon um ist.

Im Gegensatz dazu dauert die Zeit sehr lange für den, der an seiner Tätigkeit kein Interesse findet. Jemand, der nur aus Pflicht eine Arbeit erledigt, die ihm nicht gefällt und bei der er nicht mit dem Herzen dabei ist, wird das „Vergehen der Zeit“ als viel zu langsam, vielleicht sogar als grausam empfinden. Am Ende des Tages wird er nicht bedauernd ausrufen: „Was, die ist schon um!“, sondern erleichtert: „*Endlich* ist sie um!“

Die Zeitdauer wird aber nicht nur von Person zu Person unterschiedlich erlebt, sondern auch von ein und derselben Person. Ändert man die Tätigkeit, so verändert sich auch das Empfinden für die „Geschwindigkeit“ der Zeit.

Ein weiterer Grund, der uns in Frage stellen läßt, ob denn die Zeit wirklich vergeht, ergibt sich aus der Tatsache, daß unsere Begriffe „vergehen“ oder „verrinnen“ *örtliche* Gegebenheiten zum Ausdruck bringen. Was ver-geht oder ver-rinnt, geht oder rinnt anderswo hin. Die Zeit müßte also vor der Gegenwart woanders gewesen sein und nach der Gegenwart wieder anderswo sein. Das ist aber offensichtlich nicht der Fall.

Man könnte auch fragen: Wenn ein Teil der Zeit verrinnt, wo sind dann die „Vorräte“ der Zeit, in welcher Form sind sie gelagert? Wo sammelt sich die Zeit nach ihrem Ablauf an? Was wird aus ihr?

Solche Fragen lassen sich nicht beantworten, denn sie resultieren – wir empfinden das schon bei der Fragestellung – aus einem Zeitbegriff, der hinkt. Die Zeit kommt von nirgendwo her und geht nirgendwo hin, sie ist stets da, gegenwärtig.

Kann sie also wirklich ver-gehen?



## Der Traum von der Zeitreise

Mit der fragwürdigen Vorstellung, die Zeit befinde sich vor und nach ihrem Eintreten in die Gegenwart anderswo, verknüpft sich auch die gedankliche Möglichkeit, in der Zeit zu reisen. Diese Reisen in der Zeit würden uns aufzudecken ermöglichen, was die Zukunft für uns bereithält und was wirklich in der Vergangenheit stattgefunden hat.

Die Möglichkeit, in der Zeit zu reisen – sei es, in die Vergangenheit zurückzugehen oder in die Zukunft voranzuschreiten – ist ein Traum, den schon viele Menschen gehegt haben. Aus dieser Idee entwickelte der englische Autor H. G. Wells seinen berühmten Roman „Die Zeitmaschine“. Der Held des Buches, ein höchst exzentrischer Wissenschaftler, meint, es bedeute eine enorme Einschränkung, nur in drei Dimensionen reisen zu können, und unternimmt alles nur Mögliche, um auch die vierte Dimension für Reisen zu erschließen: die Zeit. Nach jahrelanger Forschung entwickelt er eine Maschine zur Erforschung der Zeit – daher der Titel des Buches –, mit der er wunderbare, aber auch schreckliche und gefährliche Abenteuer erlebt, denen er glücklicherweise mittels seiner Maschine auch wieder entkommen kann.

Der Held dieses Romans schafft es also, sich einer unangenehmen oder bedrohlichen Gegenwart zu entziehen, um sich in die Vergangenheit oder Zukunft zu begeben und dort ruhig abzuwarten, daß sich die Situation bessere.

Tatsächlich aber sind wir unabänderlich gezwungen, in der Gegenwart zu bleiben, ob diese uns nun gefällt oder nicht, und nie konnte irgendein Mensch sich daraus befreien, um anderswohin in der Zeit zu fliehen.

Die hypothetischen Reisen in der Zeit, wenn sie denn als Grundlage zur Argumentation tauglich sind, führen uns zu Widersprüchen, die erneut darauf hinweisen, daß die Zeit in Wirklichkeit *nicht* vergeht: Stellen wir uns vor, daß zum Beispiel ein Einwohner von Chartres in der Zeit reisen könnte – und daß er beschließt, in der Zeit zurückzugehen, um sich sieben Jahrhunderte früher in dieser gleichen Stadt wiederzufinden. Nach Erreichen dieser Epoche befände er sich vor der ganz neuen Kathedrale von Chartres, deren Bau in eben dieser Epoche vollendet wurde.

Wäre so etwas aber möglich, so befänden wir uns in einer völlig absurden Situation, weil wir nicht vor einer, sondern vor zwei Kathedralen von Chartres wären. Die erste wäre die, die in Chartres jetzt tatsächlich steht und die alle Personen sehen können, die dort zur Zeit sind, die zweite wäre jene, die der Reisende in der Zeit vor sieben Jahrhunderten sieht. Es gäbe also zwei real existente, sichtbare Kathedralen an zwei verschiedenen Orten: in der Gegenwart und in der Vergangenheit. Die Zeit verginge also, indem sie die räumliche Realität mit sich nimmt (die für den Zeitreisenden sichtbare Kathedrale), sie aber gleichzeitig an Ort und Stelle beläßt, da die Kathedrale noch heute sichtbar ist! Paradox!

Ein anderes Beispiel: Wenn wir an das Leben eines uns bekannten Erwachsenen denken, so könnten wir ihn im Falle einer Zeitreise nacheinander als Baby, Kind, Jugendlichen, jungen Erwachsenen und schließlich – in der Zukunft – auch als Greis besuchen, und mit ihm verbunden die verschiedenen Orte seiner Kindheit und Jugend und auch seines künftigen letzten Lebensabschnittes. Unser Bekannter würde also nicht nur in der Gegenwart leben, sondern unter anderem auch in der Zukunft – und das nicht nur als Vorstellung, Plan oder auf sonst eine verschwommene Art, sondern völlig real, unserer eigenen Wirklichkeit verbunden;

wir könnten ihn also in den verschiedenen Lebensphasen sehen, mit ihm sprechen usw. Er existierte gleichzeitig vielfach! Es wird wohl niemand annehmen, daß das wirklich so sein könnte.

### **Zeit und Schicksal**

Die Möglichkeit, in die Zukunft zu reisen, würde uns noch in eine weitere widersprüchliche Situation versetzen: Wir wären bei einer solchen Reise mit all den Ereignissen konfrontiert, die die unablässig wechselnden Fluten der Zeit mit sich führen. Wir könnten die zukünftigen Ereignisse sehen, ehe sie die Gegenwart erreichen. Wir durchliefen im voraus die Wege unseres Schicksals, die, von der verstreichenden Zeit herbeigeführt, zur Wirklichkeit werden, indem sie in die Gegenwart eindringen.

In diesem Fall wäre die Gestaltung unseres Schicksals vorherbestimmt. Der „Film“ unseres Lebens wäre schon belichtet – mit allen seinen Situationen, unseren guten und schlechten Reaktionen usw. Es würde uns nur das bewußt, was im „Projektionsapparat“ vor sich geht. Wer aber von vorherbestimmtem Schicksal spricht, der sagt damit auch, daß der Mensch keinen freien Willen hat. Diesen freien Willen zu leugnen heißt aber – philosophisch gesprochen – die Grundlagen zu untergraben, auf denen das individuelle und soziale menschliche Leben aufbaut.

Ohne freien Willen ist der Mensch in der Tat das Spielzeug des Schicksals. Er glaubt, daß er sein Leben mit seinen Entscheidungen bestimmt, aber alles ist im vorhinein festgelegt. Jeder Versuch, den Lauf der Dinge zu verändern, seine Lebensverhältnisse zu verbessern oder sich selbst zu vervollkommen, um auf harmonischere Weise mit seinem Nächsten umzugehen, wäre nutzlos. Jede Anstrengungen wäre vergebens, sein Schicksal mit all seinen Höhen und Tiefen schon völlig bis ins kleinste Detail vorgezeichnet. Die Gesellschaft könnte auch niemanden mehr anspornen, die Gesetze zu achten und dürfte niemanden verurteilen, wenn er gegen die Gesetze verstößt, denn in Anbetracht der Tatsache, daß das vorherbestimmte Schicksal – und nicht der Mensch selbst – der Motor aller Entscheidungen ist, kann niemand für seine Handlungen verantwortlich gemacht werden.

Die Existenz des freien Willens zu leugnen bedeutet im übrigen auch, die Richtigkeit der Lehre Christi zu leugnen. Dieser unterstrich immer wieder das Bestehen einer persönlichen Verantwortung: „Was der Mensch sät, das muß er ernten!“ Diesen Teil seiner Lehre zu leugnen, hieße auch Ihn und seine Herkunft verleugnen.

Sich die Zeit als Fluß vorzustellen, der von irgendwo herkommt und, alle Formen mit sich nehmend, irgendwohin fließt, führt in eine Sackgasse.

Wir sind dazu veranlaßt, den Gedanken zu verwerfen, daß die Zeit vergeht!

Aber wenn die Zeit nicht vergeht, und wenn sie auch nicht die Ereignisse unseres Geschicks mit sich führt, wenn sie nicht ganz allein die Dinge zurechtlegt, wenn sie auch nicht die Wunden heilt oder selbsttätig „bessere Zeiten“ bringt – was macht sie dann?

## Kapitel 5: Die Zeit steht still

Im vorangegangenen Kapitel haben wir gesehen, daß die Zeit nicht vergehen kann. Wir sind folglich vor die Frage gestellt: „Wenn sie nicht vergeht – was macht sie dann?“ Auf den ersten Blick könnte es scheinen, daß wir uns in eine Sackgasse begeben haben und die Frage ohne Antwort bleibt. Dennoch gibt es eine. Wir finden sie in einem Buch mit dem Titel „Im Lichte der Wahrheit – Gralsbotschaft“, das von einem deutschen Autor unter dem Namen Abd-rushin geschrieben wurde. Dieses Buch über die Schöpfung und die Rolle des Menschen darin, entwickelt einen Zeitbegriff, der sich sicherlich sehr von dem unterscheidet, den wir gewöhnlich benutzen, der uns aber helfen wird, besser zu verstehen, was die Zeit in Wahrheit ist.

In diesem Werk können wir folgendes lesen:

*„Die Zeit! Vergeht sie wirklich? Weshalb stößt man bei dem Grundsatz auf Hindernisse, wenn man dabei weiter denken will? Sehr einfach, weil der Grundgedanke falsch ist; denn die Zeit steht still! Wir aber eilen ihr entgegen! Wir stürmen in die Zeit, die ewig ist, und suchen darin nach der Wahrheit.*

*Die Zeit steht still. Sie bleibt dieselbe, heute, gestern und in tausend Jahren! Nur die Formen ändern sich. Wir tauchen in die Zeit, um aus dem Schoße ihrer Aufzeichnung zu schöpfen, um unser Wissen in den Sammlungen der Zeit zu fördern! Denn nichts ging ihr verloren, alles hat sie aufbewahrt. Sie hat sich nicht geändert, weil sie ewig ist.“*

(Band 1, Vortrag „Erwachtet“)

Drei grundlegende und neue, miteinander in Verbindung stehende Gegebenheiten werden in diesem Abschnitt aufgezeigt. Erstens, daß die Zeit nicht vergeht, sondern still steht. Zweitens, daß nicht sie sich fortbewegt, sondern wir uns in ihr. Und drittens, daß nicht die Zeit sich ständig verändert, sondern die Formen.

Manche Menschen werden gewiß denken, daß die Behauptung, die Zeit stehe still, ein Irrtum sein müsse, weil wir ja bisher immer selbstverständlich davon ausgegangen sind, die Zeit sei in Bewegung.

Wir müssen jedoch beachten, daß man sich auf dem Gebiet der Bewegungen leicht täuschen kann. Denken wir nur an folgende Situation, die wahrscheinlich jeder schon erlebt hat: Jemand sitzt in einem am Bahnhof stehenden Zug. Ohne daß er es merkt, setzt sich der Zug auf dem Nachbargleis in Bewegung. In diesem Moment, wenn der Zug noch keine große Geschwindigkeit erreicht hat, hebt er die Augen in Richtung des abfahrenden Zuges und hat, als er die Waggons vor dem Fenster vorbeifahren sieht, plötzlich den Eindruck, daß sich sein eigener Zug in Bewegung gesetzt hat! Dieser Eindruck hält an, bis er durch das gegenüberliegende Fenster schaut und feststellt, daß der Zug immer noch unverrückt dasteht!

### **Bewegt sich die Zeit?**

Fragen wir uns nun also, ob die Zeit sich bewegt oder ob wir uns selbst bewegen.

Welche Argumente sprechen dafür, daß die Zeit vergeht? Wenn man es recht überlegt, so gibt es kein einziges. Was wir als „vergehende Zeit“ beschreiben, ist immer nur die Veränderung der Formen: die Zeiger unserer Uhr gehen weiter, die Sonne verändert ihre Stellung am

Himmel, die Pflanzen wachsen, die Kinder werden größer, unsere Gemütsverfassung verändert sich. Neben diesen Formveränderungen gibt es absolut nichts, was uns anzeigt, daß die Zeit vergeht. Die Veränderung der Formen ist das einzige Indiz, auf das wir uns stützen.

Die ganze Frage läuft also wieder darauf hinaus, ob es richtig ist, daß die Formveränderungen durch die vergehende Zeit herbeigeführt werden, das heißt, ob die Annahme, daß die Zeit kommt und vergeht, mit dem übereinstimmt, wie wir selbst die Zeit erleben.

Das ist nicht der Fall. Denn wir haben ja schon gesehen: Wenn die Zeit sich bewegte, also käme und wieder verginge und wenn sie dadurch die Veränderung der Formen bewirken würde, so müßte man ein *Anderswo* annehmen, in dem sich die zukünftigen und vergangenen Formen befänden. Dadurch würden sich die Gegenstände gleichzeitig an verschiedenen Orten befinden – was wir zu Recht als Unsinnigkeit empfinden.

Sicher macht die Kathedrale von Chartres im Lauf ihrer Geschichte verschiedene Formveränderungen durch – und auch unser Bekannter im Laufe seines Lebens. Doch alle diese Formen sind natürlich nicht *anderswo*, sie kommen und gehen nicht mit der sich verändernden Zeit. Ein Kind verändert seine Form, wird zum Jugendlichen, dann zum Erwachsenen und in der Zukunft zum Greis. Doch dieser greisenhafte Körper steht nicht irgendwo bereit, um „mit der Zeit“ zu kommen, sondern er entsteht aus dem Formen der Vergangenheit und Gegenwart. Genauso ist es bei einem Baum, dessen frühere Formen sich teilweise zeigen, wenn wir den Stamm im rechten Winkel schneiden. Aus den Jahresringen werden der Durchmesser und die ungefähren früheren Stammformen sichtbar.

Die Formen bewegen sich also nicht mit der Zeit fort. Sie kommen nicht von *anderswo*, um in die Gegenwart einzutreten und später in die Vergangenheit verbracht zu werden, sondern sie bleiben an Ort und Stelle und verändern sich da, wo sie sich befinden. Die Zeit verschiebt sie nicht, weil sie selbst nicht kommt und geht!

Wir müssen die Vorstellung von der sich selbst bewegenden und die Formen mit sich führenden „vergehenden Zeit“ verwerfen!

Wenn aber die Zeit sich nicht bewegt und die Formen mit sich führt, dann kann sie folglich nur stillstehen.

### **Gibt es gar keine Zeit?**

Aber was bedeutet es, wenn die Zeit nicht vergeht, wenn sie sich nicht in der Veränderung der Formen manifestiert – ist Zeit dann vielleicht gar nicht existent?

Diesem Gedanken steht entgegen, daß wir in unserem Erleben einen klaren Eindruck von *Dauer* haben. Seit wir geboren sind, erleben wir eine sich stetig verlängernde Zeitdauer, und alle Formveränderungen lassen sich durch den Begriff der Zeit definieren.

Die Zeit besteht also, sie ist immer da – auch wenn sie nicht vergeht.

### **Die ewige Gegenwart**

Zeit ist etwas, in das wir andauernd – in jedem Moment der Gegenwart – eintauchen. In unseren Gedanken befassen wir uns mit Vergangenheit und Zukunft, aber wir können immer

nur in der Gegenwart *leben*. In jedem Augenblick tauchen wir also in die Zeit ein, die ihrerseits stillsteht.

Die Gegenwart bewegt sich nicht fort, sie ist ständig „gegenwärtig“. In der ewigen Gegenwart erfahren wir die stillstehende Zeit. Und nur die Gegenwart erlaubt es uns, wirklich zu leben. Wir können uns nicht in die Zukunft oder die Vergangenheit flüchten, um dort unser Leben zu genießen – auch wenn wir das gedanklich oft versuchen. Nur die ewige Gegenwart steht uns zur Verfügung, wenn es um das wirkliche *Leben* geht.

Vergangenheit und Zukunft existieren natürlich – aber nicht irgendwo außerhalb der Gegenwart. Die Vergangenheit widerspiegelt die gesamte bereits zum Gestalten der aktuellen Formen verwendete Gegenwart, die Zukunft ist die Gegenwart, die wir noch verwenden können, um die aktuellen Formen zu verändern.

Der Begriff „Gegenwart“ erhält also eine ganz neue Bedeutung, wenn man davon ausgeht, daß die Zeit nicht vergeht, sondern stillsteht. Wenn man die Zeit als Fluß betrachtet, dann ist die Gegenwart ein sehr kurzer, zwischen Vergangenheit und Zukunft eingequetschter Augenblick. Wenn man die Zeit aber als stillstehend erkennt, dehnt sich die Gegenwart bis ins Unendliche aus, dann findet man in ihr die Ewigkeit.

Abgesehen von der Zeit ist in der Schöpfung nichts unbeweglich. Alle Formen ändern ständig ihr Erscheinungsbild.

### **Alles ist in Bewegung**

Die Forschungen des Menschen – auf welchem Gebiet auch immer – mit dem Ziel, die Schöpfung besser zu verstehen, haben gezeigt, daß alle Körper, Substanzen, Materialien usw. von einer Bewegung belebt sind und dadurch ihre Form verändern. Diese Bewegung ist bei Menschen, Tieren oder Pflanzen offensichtlich, aber sie findet zum Beispiel ebenso in der Welt der Gesteine statt, die auf den ersten Blick völlig bewegungslos erscheint.

Pflanzen wachsen oder bewegen sich in der Luft, wenn der Wind sie wiegt, sie öffnen und schließen ihre Blütenkelche, richten sich auf das Licht aus, um aus einer besseren Sonnenbestrahlung Nutzen zu ziehen (wie die Sonnenblumen), oder sie bewegen ihre Blätter von der Sonne weg, um eine zu intensive Bestrahlung zu vermeiden (wie es der wilde Lattich tut). Die Bewegung der Pflanzen zeigt sich zum Beispiel auch daran, wie Stengel oder Stamm Hindernisse überwinden, um eine von der Sonne beschienene Stelle zu erreichen.

In der Welt der Mineralien unterliegen Steine und Metalle einer Bewegung der Ausdehnung und Zusammenziehung infolge von Temperaturveränderungen.

Wie man heute auch weiß, drehen sich auf der Ebene des Atoms die Elektronen ständig um die Kerne, so daß selbst der dichteste und trügste Körper Schauplatz eines intensiven Tanzes der Elektronen auf ihrer Umlaufbahn ist.

Die Bewegung findet nicht nur im Kleinsten (auf atomarer Ebene), sondern auch im Größten statt. Die Himmelskörper drehen sich um sich selbst, aber auch um die Zentralachse ihrer Galaxie, die Galaxie wiederum dreht sich um eine weitere Zentralachse.

Die Geschwindigkeit, mit der sich alles bewegt, ist unterschiedlich. Vergleichsweise schnell vollzieht sich im Pflanzenreich das Wachstum eines Pilzes, auch fliegende Vögel oder Winde erreichen hohe Geschwindigkeiten. Schnecken oder Faultiere bewegen sich viel langsamer, und das Wachsen einer Eiche oder die Bildung eines Felsens läßt sich für uns praktisch nicht mehr beobachten. Die Geschwindigkeit der Bewegung gehört zu den wesentlichen, in gewissem Rahmen unveränderlichen Eigenschaften eines jeden Körpers. Ausnahmen bilden dabei Menschen und Tiere, die sich gemäß ihrem Willen in unterschiedlichen Geschwindigkeiten bewegen können, zum Beispiel im Gehen und Laufen.

Stete Bewegung findet selbst auf einem so „abstrakten“ Gebiet wie der Welt unserer Gedanken statt. Der Mensch kann in der Tat nicht aufhören zu denken oder etwas zu wollen. Immer und ohne Unterbrechung wünscht, überlegt, denkt und erstrebt er die eine oder andere Sache, was ihn dann zu weiteren Handlungen (und wieder neuen Gedanken) veranlaßt.

Alles Existierende ist also von einem Naturgesetz bestimmt, das man „Gesetz der Bewegung“ nennen könnte. Und diese dauernde Bewegung führt auch unausbleiblich eine kontinuierliche Veränderung der Formen mit sich. Das hat uns zu dem Ausspruch geführt, daß „die Zeit vergeht“, während wir in Wahrheit einfach die Auswirkungen der Kraft beobachten, welche alles zur Bewegung und stetigen Veränderung zwingt.

### **Nichts geht verloren**

Die verschiedenen Formen während eines Entwicklungslaufes kommen nicht zufällig zustande, sondern folgen einem bestimmten Zyklus aus Geburt, Wachsen, Reifen und schließlich Zerfall. Dieser Zyklus gilt für alle Körper, etwa auch für Felsen, die sich vorerst bilden, größer werden, ehe sie sich dann allmählich unter der Einwirkung von Wasser, Wind und Temperaturveränderungen wieder zersetzen. Im Zerfallsprozeß werden verschiedene Bestandteile freigesetzt, und ein neuer Zyklus kann durchlaufen werden. Die Bestandteile können dann entweder einen neuen Felsen bilden, zum Aufbau einer Pflanze beitragen oder auch der Bildung eines tierischen oder menschlichen Körpers dienen.

Die Grundmaterialien, mit denen auf unserer Erde solche Umformungen stattfinden, sind immer die gleichen; es sind die rund hundert chemischen Elemente – Sauerstoff, Kohlenstoff, Stickstoff usw. – des bekannten „Periodensystems“. Da sie bei ihrer Verwendung nie zerstört werden, sondern immer neue Kombinationen bilden, gilt in der Wissenschaft der Grundsatz: Nichts geht verloren, nichts schafft sich neu, alles ändert nur seine *Form*. Dadurch erfährt das Zitat aus der Gralsbotschaft am Anfang dieses Kapitels eine Bestätigung.

Die Tatsache, daß nichts verloren geht, sondern sich nur die Formen verändern, gilt nun nicht nur für die materiellen Stoffe, aus denen Gegenstände gebildet sind, sondern auch für den Menschen. Unser Körper verändert sich das ganze Leben lang. Er ist zunächst der eines Kindes, dann eines Erwachsenen, um zuletzt der eines Greises zu sein – und trotzdem bewahren wir immer unsere eigene Identität. Alle sieben Jahre werden sämtliche Zellen, die den Körper bilden, durch neue ersetzt, und trotzdem fühlt der Mensch sich ständig als er selbst. Es besteht also ein großer Unterschied zwischen unserer äußeren Form und dem eigentlichen Ich, das heißt zwischen unserem Körper, der Änderungen unterworfen ist, und dem, was trotz dieser Änderungen fortbesteht: dem Geist.

Eines der Merkmale des menschlichen Geistes (nicht des Gehirns, das selbst zum Körper gehört) ist der freie Wille. Der Geist hat die Fähigkeit frei zu entscheiden, denn da er

immaterieller Natur ist, kann er sich allen Konditionierungen entziehen, denen das Gehirn unterliegt. In der Tat ist das Gehirn bei der Geburt „leer“. Es ist vergleichbar einem Computer, der noch nicht programmiert ist, noch keine Informationen hat, um damit zu arbeiten. Der Inhalt unseres Gehirns bildet sich allmählich im Laufe unserer Erziehung. Er wird gespeist mit allem, was wir in der Schule lernen, was wir in unserer Umgebung hören, in Büchern und Zeitungen lesen, im Fernsehen anschauen usw. Außerdem bildet sich unser Verstand (die Urteilsfähigkeit unseres Gehirns) ausgehend von den Schemata, Gesichtspunkten, Überlegungen, Sichtweisen, Vorurteilen usw., die ihm gelehrt wurden, was bewirkt, daß eine nur auf Grund verstandesmäßiger Überlegungen getroffene Entscheidung absolut nicht frei, sondern im Gegenteil durch zahlreiche Faktoren konditioniert ist.

Im Geist hingegen, dem menschlichen Wesenskern, ruhen die uns vom Schöpfer geschenkten grundlegenden Fähigkeiten. Diese sind nicht von Merkmalen und Beschränkungen einer Kultur oder einer Epoche durchsetzt, wie das beim körperlichen Verstand der Fall ist, sondern sie gehen darüber hinaus. Unsere *Intuition*, die Fähigkeit, mit unserem Geist zu „denken“, die Empfindung steht also über den irdischen Banalitäten. Aus dem Geistigen ergibt sich eine weite, zusammenfassende und gehobene Sicht der Dinge. Das gestattet uns, unbeeinflusste, also *freie* Entscheidungen zu treffen.

Mit Hilfe des freien Willens lenkt der Mensch sein Leben auf den Wegen seiner Wahl und mit der *Geschwindigkeit*, die ihm entspricht. Er kann sich mit Begeisterung „ins Leben werfen“, sich ganz seinen Tätigkeiten hingeben oder, im Gegenteil, ohne großen Schwung voranschreiten, distanziert und desinteressiert, die Dinge eher geschehen lassen als sie selbst zu gestalten.

Aus diesem unterschiedlichen Gebrauch des freien Willens ändert sich auch zwangsläufig das Zeiterleben. Dem aktiven Menschen ist die Zeit oft „zu kurz“, sie scheint schnell zu verstreichen, dem passiven Menschen wird sie dagegen oft „lang“, und sie „vergeht im Schneckentempo“.

Wie können zwei so verschiedene Möglichkeiten des Zeit-Erlebens nebeneinander bestehen?

Das läßt sich sehr logisch und einfach erklären – aber nur, wenn man den Begriff der stillstehenden Zeit anwendet. Hätte die Zeit eine bestimmte, unveränderliche eigene Bewegung und Geschwindigkeit, müßte sie notwendigerweise jedermann auf gleiche Art empfinden, was nicht der Fall ist. Wenn aber die Zeit stillsteht, rührt das Zeit-Erleben nicht von ihr her, sondern von unserer eigenen Geschwindigkeit, es variiert in Abhängigkeit von uns! Die Zeit scheint schnell zu vergehen, wenn wir aktiv sind und uns selbst schnell bewegen, und langsam, wenn wir selbst passiv sind.

Dies bestätigt abermals das Zitat aus der Gralsbotschaft am Anfang dieses Kapitels: Nicht die Zeit ist es, die sich bewegt, sondern wir bewegen uns und „tauchen in sie ein“.

### **Wirkliche und chronometrische Zeit**

Aber was bedeutet dann die durch unsere Uhrzeiger angezeigte Zeit? Was sagen uns die Zeiger, die auf dem Zifferblatt ihre Kreise drehen?

Sie zeigen uns die Geschwindigkeit des Verlaufs eines konstanten und regelmäßigen mechanischen Phänomens. Die Zeigerbewegung auf einem mit Gradeinteilung versehenen

Zifferblatt, das aufgrund seiner Merkmale einesteils als Skala benutzt wird, um die Dauer zu messen und zu vergleichen, und andernteils als Bezugssystem, um die verschiedenen Augenblicke des Tages einzuordnen, was wir als „wissen, wie spät es ist“ bezeichnen. Dieses Wissen bedeutet aber nicht, die *Zeit an sich* zu kennen. Denn die Stundeneinteilung ist eine menschliche Erfindung, die Zeit hingegen eine Schöpfung Gottes.

Es bestehen also zwei verschiedene Zeit-Begriffe: der von der *wirklichen Zeit*, die stillsteht und uns, je nach unserer eigenen Bewegung, den Eindruck vermittelt, mehr oder weniger schnell zu vergehen, und der Begriff von der *chronometrischen Zeit*, die nicht wirklich „die Zeit“ ist, sondern ein Meßsystem, das einen bestimmten Ablauf und eine bestimmte Dauer darstellt. Die chronometrische Zeit ist ein objektives, neutrales Bezugssystem, an dem sich alle orientieren können, während die tatsächliche Zeit subjektiv, variabel und individuell erlebt und von jedem verschieden empfunden wird.

Der große Unterschied zwischen den beiden Zeit-Begriffen entspricht dem Unterschied zwischen Geist und Verstand. Die wirkliche Zeit wird vom Geist erlebt, die chronometrische Zeit wurde vom Verstand erschaffen.

Aufgrund ihrer unterschiedlichen Natur ist es normal, daß Geist und Gehirn verschiedene „Zeiten“ brauchen. Der Geist, der immaterieller Art ist, kann Materielles nicht erfassen. Erst durch den physischen Körper, in den er während seiner Erdenzeit inkarniert ist, verfügt er über ein Werkzeug, das ihm den Kontakt zur materiellen Welt vermittelt. Dieses Werkzeug ist das Gehirn.

Das Gehirn führt die ihm von den fünf Sinnen des Körpers gesandten Informationen zusammen, organisiert und ordnet sie und sendet sie dann an den Geist, damit er über seine irdische Situation informiert ist und reagieren kann. Der Geist seinerseits sendet Willensimpulse aus, wobei das Gehirn die Aufgabe hat, diesen Willen in der Materie „technisch“ auszuführen. Dazu ist allein das Gehirn fähig, da es selbst materieller Art ist. Es verleiht aber nicht nur dem Willen des Geistes Gestalt, indem es den Muskeln die für die Bewegungen und Handlungen nötigen Befehle gibt, sondern es erarbeitet, plant und ersinnt auch selbst in Gedanken die Art der Ausführung des geistigen Willens. Alle technischen Fortschritte unserer Epoche, wie sie den modernen Menschen kennzeichnen, zeugen von dieser außergewöhnlichen Befähigung unseres Intellekts.

Um wirkungsvoll handeln zu können, setzt der Verstand bei seiner Tätigkeit ständig Mengenangaben ein und nimmt Bezug darauf. Er muß das Gewicht der Gegenstände, ihre Größe, Temperatur, Dichte, die Entfernung, die sie trennt, ihre Geschwindigkeit usw. kennen. Natürlich muß er sie auch zeitlich einordnen können, und das Meßsystem, die er dazu braucht, ist die chronometrische Zeit, die selbst auf dem Ablauf eines materiellen Phänomens basiert und daher alle nötigen Vergleiche ermöglicht.

Was hingegen der Geist benötigt, ist vor allem die qualitative Wesensart der Dinge, der Menschen und Situationen, denn das ist es, was ihn innerlich berührt und ihm fortzuschreiten gestattet. Das Ziel des Geistes ist es, die in ihm angelegten Fähigkeiten zu entwickeln und sie zur vollen Entfaltung zu bringen, um damit zu der Schöpfungsebene seines Ursprungs zurückzukehren – der geistigen Ebene oder das Paradies. Der Sinn für das Gerechte, Gute, Schöne, die Achtung vor und die Liebe zum Nächsten, sowie alle anderen hohen geistigen Fähigkeiten entwickeln sich nicht mit Hilfe von technischen Analysen und physikalischen oder chemischen Messungen, sondern dank der guten oder schlechten, schönen oder



häßlichen, gerechten oder ungerechten Eigenschaften, mit denen der Geist in Beziehung tritt. Was für den Geist – unseren eigenen Wesenskern – vor allem zählt, ist also die gelebte Erfahrung und das daraus resultierende innere Empfinden.

### **1000 Jahre sind wie ein Tag**

Nun hängt aber der Wert dieses Empfindens und der Einfluß, den es auf die Entwicklung des Geistes hat, nicht von einer bestimmten Dauer ab. Ein kurzer, intensiv gelebter Augenblick ist viel nützlicher als ein langer, mechanisch oder passiv durchlebter Zeitraum. Die Zeit des Geistes ist also nicht die regelmäßige, sterile, „kalte“ Zeit der Uhr, sondern die wirkliche, subjektive und qualitativ veränderliche Zeit, in der ein kurzer Augenblick als sehr lang und ein langer Zeitraum als fast unmerklich empfunden werden kann.

Der Schweizer Dichter Gottfried Keller (1819–1890) hat in einem außergewöhnlichen Gedicht von dem Vorrang des Gelebten über die Dauer gesprochen und auch von der stillstehenden Zeit:

*„Die Zeit geht nicht, sie stehet still,  
Wir ziehen durch sie hin;  
...  
Es blitzt ein Tropfen Morgentau  
Im Strahl des Sonnenlichts;  
Ein Tag kann eine Perle sein  
Und ein Jahrhundert nichts.“  
(Die Zeit geht nicht)*

Für den Verstand hat ein Tag zwangsweise weniger Wert als ein Jahrhundert, denn quantitativ gesprochen ist ein Tag viel kleiner als ein Jahrhundert. Für den Geist jedoch kann ein Tag einen außergewöhnlichen Wert haben – „eine Perle sein“ – im Vergleich zu einem ohne Gefühle, Freuden und Kämpfe „verlaufenen“ Jahrhundert.

Die vom Geist durchlaufene Entfernung beim Voranschreiten in der Zeit können wir manchmal wahrnehmen. Denken wir zum Beispiel an eine Urlaubswoche, die sich als sehr intensive Abfolge markanter Ereignisse erweist. Der Mensch, der solche Ferien durchlebt hat, kehrt am Ende der Woche mit dem Eindruck zurück, daß der Anfang seines Urlaubs weit, weit zurückliegt. Er mag sogar meinen, daß die Ferien schon vor vierzehn Tagen oder einem Monat begonnen hätten. Diese Einschätzung ist sicherlich subjektiv, denn quantitativ betrachtet umfaßt eine Woche immer sieben Tage. Das innere Erleben, das durch die Ereignisse sehr beansprucht war, vermittelt aber den Eindruck, einen viel längeren Weg durchlaufen zu haben als die Dauer von sieben Tagen.

Eine Woche chronometrischer Zeit kann also zwei Wochen oder mehr wirklicher Zeit entsprechen, denn diese durchlebt der Geist. Die Bibel sagt uns nichts anderes. Die Worte des Psalms: „Und tausend Jahre sind wie ein Tag“ (90,4) bedeuten, daß das in tausend irdischen Jahren Erlebte, im Himmel an einem einzigen Tag erfahren werden kann. Aber im „Himmel“, also im geistigen Reich zu leben, heißt *im Geiste* zu leben, da das Gehirn als Organ des Körpers mit diesem beim Tod zerfällt. Wir tauchen in die stillstehende Zeit ein und erleben in ihr eine Vielfalt, die unserer eigenen geistigen Bewegung entspricht. Mit anderen Worten: Unser Erleben ist von keiner quantitativen Zeitmessung abhängig, sondern wir können schon hier auf Erden geistig mehr erleben, als das „übliche Zeitmaß“ möglich erscheinen läßt.

## Kapitel 6: Die Zeit und das Leben

Gewöhnlich sagen wir, daß die Zeit vergeht und alle Ereignisse mit sich führt, aber wir haben gesehen, daß dies nicht so ist, denn die eigentliche, ewige Zeit steht still.

In dieser stillstehenden Zeit findet aber eine ständige Bewegung statt: die Bewegung der sich unablässig ändernden Formen, zu der auch unsere eigene Bewegung gehört, da wir in der Zeit vorwärtsgehen. Aber woher kommen all diese Bewegungen? Wer oder was macht sie möglich?

Wir wissen, daß jede Fortbewegung, Arbeit oder Veränderung der Form Energie benötigt. Wir können folglich sagen, daß die Bewegung dank einer Kraft stattfindet. Aber um welche Kraft handelt es sich? Was ist es, das alles zur Bewegung treibt?

### Die alles bewegende Kraft

Kraft – das ist jenes unsichtbare Etwas, dessen Existenz und Auswirkungen wir in jedem Augenblick feststellen oder intuitiv fühlen können. Sie ist unsichtbar, aber ungeheuer mächtig, weil sie nicht nur Staubatome bewegen, sondern auch Flutwellen, Stürme, Erdbeben, den Umlauf der Gestirne und Galaxien bewirken kann.

Materiell zeigt sich die Kraft auf verschiedene Weise: in Form von elektrischer, thermischer, kinetischer, atomarer Kraft usw. Der Begriff „Kraft“ umschreibt aber auch immaterielle Gegebenheiten: in der Psychologie spricht man zum Beispiel von „moralischer Kraft“ oder Charakterstärke.

Aber wie vielfältig alle diese unterschiedlichen Kräfte erscheinen mögen, es geht letztlich immer um ein- und denselben Begriff: *Kraft*, die etwas bewirkt, formt.

Wissenschaft und Technik beschäftigen sich mit den in der materiellen Welt wirkenden Kräften, und es wurden Gesetzmäßigkeiten definiert, wie Kräfte umgewandelt werden können, zum Beispiel elektrische Kraft in Wärme (thermische Energie) oder in Bewegung (kinetische Energie eines Motors).

Biologen und Mediziner bezeichnen jene Kraft, die die Pflanzen und Tierkörper belebt, manchmal als *Lebenskraft*. Auch in der Religion sind „Schöpferkraft“ und „Leben“ zwei verwandte Begriffe.

Wenn nun die stillstehende Zeit untrennbar mit unentwegter Bewegung verbunden ist und diese Bewegung auf Grund der Lebenskraft erfolgt – muß es dann nicht einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen Zeit und Leben geben?

### In der Zeit sein – am Leben sein

Nehmen wir zum Beispiel den Ausdruck: „Im Raum und in der Zeit sein“. Was bedeutet er genau? „Im Raum sein“ – das ist etwas, was wir gut verstehen, denn es ist für uns leicht, uns selbst oder die uns umgebenden Gegenstände an eine bestimmte Stelle im Raum zu platzieren. Aber „in der Zeit sein“? Wenn die Zeit stillsteht – wie kann man sich in ihr oder in Bezug auf sie platzieren? Wenn die Zeit nicht nur immer da ist, sondern auch immer die

gleiche ist, weil sie sich nicht bewegt, sich niemals verändert – wie können wir dann „in ihr“ sein?

„In der Zeit sein“ – bedeutet das nicht: hier und jetzt zu *sein*, bewußt, existent, anwesend zu sein, denkend, atmend, handeln könnend, mit einem Wort: zu *leben*?

Im Laufe unserer Existenz gibt es Momente, in denen wir uns des eigenen Lebens viel stärker bewußt sind als in anderen Augenblicken. Wir haben dann den Eindruck, wirklich vollkommen im Hier und Jetzt zu sein, also den gegenwärtigen Augenblick voll zu erfahren, ganz im Leben zu stehen.

Unser Gefühl zu *sein*, zu leben, wie intensiv wir es im Moment auch erfahren, dauert an, und erst diese Zeit-Dauer vermittelt uns ein kontinuierliches Bild von uns selbst. Erst durch die Zeit erfahren wir also, daß wir – wie es umgangssprachlich ausgedrückt wird – „am Leben sind“.

Zwischen der Zeit und dem, was wir als „Leben“ bezeichnen, gibt es also einen engen Zusammenhang. Und seltsamerweise erscheint uns das Leben manchmal auch ebenso paradox wie die Zeit. Wir bezeichnen es, je nach Bezugspunkt, als lang und kurz – weil es seit Millionen von Jahren dauert, aber bei manchen Insekten nur wenige Stunden währt, wie zum Beispiel bei den Eintagsfliegen. Es zeigt sich gleichermaßen im Großen wie im Kleinen, denn es belebt genauso den Elefanten wie die Ameise. Das Leben erscheint dem, der leidet, lang, während der Genießer es als zu kurz empfindet. Es ist ein kostbares Gut, das man weder kaufen noch verkaufen kann. Nichts geht ohne das Leben – und trotzdem denken wir kaum daran und kennen es so schlecht.

Zeit und Leben – betrachten wir den Zusammenhang noch aus einem anderen Blickwinkel: Was wäre *ohne* Zeit? Nichts könnte sich ereignen, keine Bewegung oder Formwerdung könnte sich vollziehen, nichts wäre existent. Ein Zustand ohne Zeit ist nicht denkbar, nicht beschreibbar, denn zum Leben gehört die Zeit untrennbar dazu.

Wie eng die Begriffe „Zeit“ und „Leben“ miteinander in Beziehung stehen, zeigt uns auch die Sprache. Bei vielen Ausdrücken bzw. Redewendungen könnte man das Wort „Zeit“ durch das Wort „Leben“ ersetzen, ohne daß sich die Bedeutung ändert. Zum Beispiel sagt man: „Ich verwende meine Zeit, um dies oder jenes zu tun“ und meint damit, einen Teil seiner bewußten Handlungsmöglichkeiten, also seines Lebens zu verwenden. Desgleichen bedeutet der Ausdruck: „Ich widme einen Teil meiner (Lebens-) Zeit“ dieser Tätigkeit. Wenn man sagt: „Die Zeit hat bei diesem Menschen ihre Spuren hinterlassen“, dann meint man mit den „Zeitspuren“ seine Lebenserfahrungen, vielleicht Kränkungen, die er erlitten hat. Wenn jemand „keine Zeit mehr zu verlieren hat“, so will er möglichst bewußt im Leben stehen. „Mit der Zeit lernen“ bedeutet: mit den Lebenserfahrungen lernen. Wenn der Schwerkranke „noch drei Monate Zeit“ hat, so ist auch damit ebenfalls seine Lebens-Zeit angesprochen.

Auch im umgekehrten Sinn wird der Zusammenhang zwischen Leben und Zeit sprachlich deutlich: „Jemandem das Leben schenken“ bedeutet im Grunde: ihm (weitere) Zeit zum Handeln geben. Wer einem anderen „das Leben verdankt“, der dankt für die ihm dadurch zur Verfügung stehende Zeit. Sogar den bekannten Ausspruch „Zeit ist Geld“ könnte man so deuten, daß damit eigentlich die Kostbarkeit des Lebens angesprochen ist ...

Eine Stunde Zeit kann mit der Geschwindigkeit eines Blitzes „vergehen“ oder den Eindruck vermitteln, endlos zu dauern – je nachdem, was man erlebt, denn die Höhen und Tiefen „füllen unsere Zeit“, und zugleich „stellen sie unser Leben dar“.

Der Zusammenhang von Zeit und (Er-)Leben wird auch deutlich, wenn man in den Orient oder in andere Länder der „Dritten Welt“ reist. Dabei wird man immer wieder überrascht von den Einheimischen sein, die einen ganz anderen Zeitbegriff als wir haben – und damit auch einen anderen Begriff vom Leben. Wie selbstverständlich sind sie bereit, einen Umweg zu machen, um uns den Weg zu zeigen; sie nehmen sich einen Nachmittag lang Zeit, um uns durch ihre Stadt zu führen, manchmal sogar mehrere Tage oder Wochen, um uns ihr Land zu zeigen. Warum tun sie das? Wir dürfen ihnen durchaus nicht nur den Wunsch nach Belohnung unterstellen; wichtiger ist für sie oft das einfache Vergnügen, in Kontakt mit dem durchreisenden Fremden zu kommen, der ihnen im menschlichen Miteinander die Möglichkeit bietet, etwas zu *erleben*.

Europäern erscheint eine solche Haltung oft unerklärlich, als „reine Zeitverschwendung“. Aber für die Einheimischen bedeutet das Miteinander keinen Zeitverlust, sondern ein bereicherndes *Erleben*, etwas, das ihrer Zeit, ihrem *Leben* größeren Wert verleiht.

Die Zeit ist also eng dem Leben verbunden – und damit der alles erhaltenden Kraft, die uns von oben kommt. Sie kommt uns von oben zu, weil sie nicht von uns und auch nicht von der Schöpfung selbst ausgeht – weder haben wir Menschen diese Kraft geschaffen, noch sind wir fähig, ohne sie unsere eigene Existenz zu erhalten. Die alles durchflutende und bewegende Lebenskraft *muß* ihren Ursprung anderswo haben.

Der Ursprung der Kraft und auch der Zeit liegt im Schöpfer selbst.

### **Der Ursprung von Zeit und Kraft**

Die Dinge lassen sich wie folgt betrachten: Der Schöpfer erschafft die Schöpfung, aber er überläßt sie nicht sich selbst, wenn sie einmal Form angenommen hat (wie es der Mensch mit Gegenständen macht, die er herstellt, zum Beispiel Ziegelsteine, Nägel, Bretter usw.) Vielmehr erhält er die Bewegung der lebendigen Schöpfung, indem er ihr ständig die notwendige Kraft zuströmen läßt, denn erst Bewegung ermöglicht Entwicklung und Entfaltung des Lebens.

Diese unsichtbare, immaterielle, vom Schöpfer kommende Kraft liegt dem *Gesetz der Bewegung* zugrunde, das bewirkt, daß alles in der Schöpfung in Bewegung ist. Diese Kraft bewirkt den Gang der Sterne, die Bewegung der Atome, das Wachsen der Pflanzen, die Entstehung der Felsen, die Tätigkeit der Tiere usw., und sie belebt auch uns Menschen, körperlich wie geistig.

Es ist diese Kraft, die uns das Leben geschenkt hat. Dank dieser Kraft denken, lieben, helfen, arbeiten wir. Die genialsten Künstler sind von ihr abhängig, so, wie jeder von uns es ist – auch bei den einfachsten Tätigkeiten.

Solange diese Kraft von oben fließt, bleibt die Schöpfung in Bewegung, und wir als Teil dieser Schöpfung können leben und handeln. Die Veränderungen, die sich in und um uns vollziehen und die wir fälschlicherweise dem „Verstreichen der Zeit“ zuschreiben, werden in Wirklichkeit aus dieser Kraft gespeist.

Was durch die Schöpfung fließt, ist nicht der Strom der Zeit, sondern ein Strom von Kraft, der alles belebt bzw. Bewegung ermöglicht. Nicht die Zeit fließt „waagrecht“ von der Zukunft in die Vergangenheit, wie wir uns das gewöhnlich in einer linearen Darstellung der vorbeiziehenden Zeit vorstellen, sondern die Kraft des Lebens fließt von oben nach unten – vom Schöpfer in die Schöpfung.

### **Das Nicht-begreifen-Können der Zeit**

Der Grund, weswegen wir Menschen fälschlicherweise die Zeit nur materiell-quantitativ definieren, statt ihr eigentliches Wesen zu suchen, liegt im Ungleichgewicht, das sich im Laufe unserer Entwicklung zwischen unseren verstandesmäßigen und unseren geistigen Fähigkeiten eingestellt hat.

Wie wir bereits gesehen haben, können die vom Gehirn ausgehenden, intellektuellen Fähigkeiten sich nur auf materielle Dinge beziehen, denn Materielles kann Geistiges nicht begreifen und verstehen. Das Gehirn ist dafür gemacht, die Materie zu erfassen, und *nur* diese. Der Geist hingegen kann Geistiges erfassen, und benötigt den Verstand als Hilfsmittel, um in der materiellen Welt tätig werden zu können. In dieser Zusammenarbeit zwischen den Fähigkeiten des Geistes und Verstandes könnten wir Menschen Wunder vollbringen, sofern die Rangordnung eingehalten wird: der Geist, das wirkliche Ich des Menschen, lenkt; das Gehirn, als sein Werkzeug, führt aus.

Nun aber hat der Mensch im Laufe der Entwicklung seinen verstandesmäßigen Fähigkeiten eine zu große Bedeutung beigemessen. Diese haben sich so sehr entwickelt, daß die geistigen Fähigkeiten vorwiegend in den Hintergrund gerückt wurden, da er ihnen wenig Wert beimaß. Diese Entwicklung der Dinge zeigt sich heutzutage überall: der Mensch glänzt in seinen materiellen Leistungen, doch wenn es sich um geistige Empfindungswerte wie Achtung vor dem Nächsten, Ehrlichkeit, Würde, usw. handelt, zeigt er sich wenig ruhmreich.

Die Überentwicklung der Verstandesfähigkeiten hat als ganz natürliche Folge, daß der Mensch bei der Suche nach der Lösung eines Problems oder der Erklärung eines Rätsels die Antworten in der Materie sucht, da sein Verstand allein auf diesem Gebiet arbeiten kann. Die Lösung des Rätsels Zeit wurde bislang ebenfalls nur in der Materie gesucht, und deshalb ist es verständlich, daß man dadurch zu einem irrigen Begriff der Zeit fand, der den Tatsachen widerspricht.

### **Zeit und Ur-Licht**

Die Zeit ist ein Geschenk des Schöpfers. Wie alles Bestehende existiert sie dank Seiner Kraft, die von oben kommt, und die uns die Möglichkeit bietet, in fortdauernder Gegenwart zu leben und zu handeln.

In einem früheren Kapitel hatten wir uns kurz mit dem Zeitbegriff der biblischen Schöpfungsgeschichte befaßt: Wenn die Zeichen des Verstreichens der Zeit und der Lebenskraft (die Sonne, der Mond und die Himmelskörper) am vierten „Schöpfungstag“ erschienen – ab wann gab es dann die Kraft, die auch der Zeit gestattet zu sein?

Nach der Genesis bestand am Anfang außerhalb der Unermeßlichkeit Gottes nichts. Erst als die Gottheit die Worte „Es werde Licht“ sprach, begann der Prozeß der Schöpfung, und die Formen erschienen. Das Licht, um das es hier geht, ist nicht das Licht eines Gestirns und

natürlich auch nicht das irgendeiner unserer menschlichen Erfindungen, wie eine Kerze oder Glühbirne, weil bis zu dem Schöpfungs Augenblick *nichts* außer Gott existierte. Es handelt sich vielmehr um das von Gott ausgegangene „Ur-Licht“, das in sich nicht nur die nötige Kraft zur Bildung und Erhaltung der Schöpfung enthält, sondern auch den Keim für alle Formen, die sich im Laufe der Evolution entwickeln sollten. Es war also der Beginn des ersten „Tages“, als die Kraft aus dem unvorstellbar Wesenlosen gesandt wurde, womit in der Bewegung Raum für das Leben entstand, und mit diesem ... die Zeit!

## Kapitel 7: Keine Zeit haben ...

Obgleich wir mit der Kraft, die wir ununterbrochen zum Leben erhalten, ständig in der Zeit schwimmen, beklagen wir uns, nicht genügend Zeit zu haben. „Keine Zeit zu haben“ ist in der Tat eines der großen Übel unserer Gesellschaft. Der Mensch von heute denkt oft, daß er „zu wenig Zeit“ hat für all das, was er tun möchte und tun sollte. Die Tage sind zu kurz. Er ist überlastet, in Eile, gestreßt. Er muß ständig hasten, rennen.

Woher kommt dieser chronische Zeitmangel?

An der Zeit kann es nicht wirklich liegen, der Grund muß in der eigenen Bewegung des Menschen zu finden sein, durch die er sein Leben formt. Es scheint also, daß der Mensch die Kraft, die er empfängt, in falscher Art benutzt. Statt in *geistiger* Regsamkeit die Dinge zu verändern, benutzt er sie vor allem dazu, noch bessere *intellektuelle* Lösungen für seine Lebensaufgaben zu finden. Dazu stützt er sich ganz natürlich auf die dem Verstand zugängliche *chronometrische Zeit*. Er benützt sie aber nicht mehr nur als einfaches Arbeitsmittel, sondern organisiert sein ganzes Leben „rund um die Uhr“. Und hier liegt das Problem.

### Selbstversklavung durch die Uhr

Der chronische Zeitmangel entsteht durch die Selbstversklavung des Menschen unter die Herrschaft der *chronometrischen Zeit*. Beobachten wir nochmals, wie sich diese Entwicklung nach und nach vollzogen hat.

Die *chronometrische Zeit*, wie wir sie heute kennen, ist allmählich – vom 11. Jahrhundert an – mit der Entstehung der Städte und der Erfindung der *hydraulischen Uhren* in Erscheinung getreten. Die *kaufmännischen* und *handwerklichen Tätigkeiten* konnten nicht mehr gemäß den natürlichen Rhythmen – wie bei den Arbeiten auf dem Lande – organisiert werden. Eine künstliche *Stundenaufteilung* des Tages war also nötig und wurde durch die Uhren verwirklicht. Die *Uhrschläge* zu den verschiedenen *Tageszeitpunkten* gestatteten es, die vielen öffentlichen Tätigkeiten wirksam aufeinander abzustimmen, aneinander zu reihen und in Einklang zu bringen.

Auch dem Einzelnen erlaubte die *chronometrische Zeit* eine bessere *Tageseinteilung*. Bei der wachsenden Zahl sozialer und *kaufmännischer Kontakte* im *Warenaustausch*, wie sie von nun an das *Stadtleben* charakterisierten, boten Uhren die Möglichkeit, die *Zeit* auf *rationellere Art* zu verwenden, indem man „tote Zeiten“, *Verzögerungen* und *unproduktives Warten* vermied.

Wäre die *chronometrische Zeit* das geblieben, was sie zu jener Zeit war, das heißt ein höchst nützliches *Werkzeug* zur *Verwirklichung* von *Ideen*, dann hätte es das *Problem* des *Zeitmangels* nie gegeben. Denn die *wichtigen Entscheidungen* des Tages wurden damals immer noch nach der „*inneren Zeit*“ getroffen – also entsprechend der *geistigen Empfindung*, was gerade angebracht, wofür es „an der *Zeit*“ war –, während die *chronometrische Stundeneinteilung* nur an *zweiter Stelle* stand, um die *Organisation* des *Tageslaufs* zu verfeinern. Die *Prioritäten* waren also andere als heute. Die *Grundhaltung*, sich die nötige „*Zeit zu nehmen*“, war noch fest in den Menschen verankert.

Im Verlauf der Jahrhunderte jedoch maß man der chronometrischen Zeit eine immer größere Bedeutung bei. Sie erwies sich ja als sehr nützliches Werkzeug, um Leistung und Gewinn zu steigern. Die Herstellung der Uhren zu immer erschwinglicheren Preisen für jedermann, später die Erfindung der Taschen- und Armbanduhr, begünstigten ihre Verbreitung in allen Bevölkerungsschichten. Die gewohnte Bezugnahme auf die natürliche „innere Uhr“ wurde allmählich zugunsten der chronometrischen Zeit verdrängt. Das „objektive Zeitmaß“ wurde von immer mehr Menschen benutzt und geschätzt, so daß es letztlich auch für diejenigen maßgeblich wurde, die es für ihren Tagesablauf eigentlich nicht gebraucht hätten.

Ganz konkret bedeutete dies, daß sich der Mensch immer weniger auf seine innere Zeit bezog, um sein Leben zu lenken und zu gestalten und sich statt dessen vorwiegend auf die chronometrische Zeit stützte. Damit aber erfuhr sein Tun eine wesentliche Einschränkung, denn es unterlag dem Bestreben, einem „Stundenplan“ gerecht zu werden, dem Tempo und Rhythmus der chronometrischen Zeit, nach der die Arbeit und das Leben eingeteilt wurden.

Von nun an zählte also weniger der natürliche Ablauf der innerlich gewollten und gelebten Ereignisse, als vielmehr die künstliche, starre Abfolge der durch die chronometrische Zeit bestimmten Begebenheiten.

Diese Ausrichtung auf die Uhrzeit hatte unglücklicherweise zur Folge, daß es wichtiger wurde, etwas *getan* zu haben, als es zu *tun*.

### **Interessenskonflikte durch die Uhr**

Vor der Erfindung der chronometrischen Zeit zählte man nicht die bereits für die Arbeit gebrauchten Stunden oder errechnete die Zahl derer, die für die weitere Arbeit noch zur Verfügung stehen. Man verglich auch nicht die selbst verbrauchte Stundenzahl mit der von anderen – aus dem einfachen Grund, weil damals die Stunde ein viel zu vager, wenn nicht sogar völlig unbekannter Begriff war. Der Bezugsgegenstand war die Arbeit selbst. Man führte sie aus, bis sie fertiggestellt war oder bis die äußeren Bedingungen (Regen, Einbruch der Nacht usw.) ihr vorerst ein Ende setzten. Mit dem Auftauchen der chronometrischen Zeit hingegen begann man zu zählen. Das Entgelt bezog man nicht mehr für getane Arbeit, sondern für die geleisteten Stunden. Die Interessen des Beschäftigten und des Arbeitgebers sind somit unglücklicherweise einander entgegengesetzt: Der Arbeitnehmer hat Interesse daran, nicht mehr Arbeit als nötig in eine Stunde zu packen, während für den Arbeitgeber der gegenteilige Zwang gilt: Sein Interesse ist es, daß der Arbeitnehmer in einer Stunde ein Maximum an Arbeit verrichtet, weil ja der Stundenpreis vorab festgelegt wurde.

Welches auch immer die wirtschaftlichen Konsequenzen dieses – nach wie vor aktuellen – Interessenkonflikts sein mögen, fest steht, daß dem nach Stundenplan festgesetzten Gehalt eine wachsende Bedeutung beigemessen wurde, und daß diese uns heute selbstverständliche Fixierung auf die chronometrische Zeit das Bewußtsein von dem eigentlich Entscheidenden, der Arbeit, ablenkte. Dies wird heutzutage in der Karikatur der Sekretärin veranschaulicht, die auf die Minute genau am Ende ihrer Arbeitszeit, drei Zeilen vor dem Abschluß des Briefes, an dem sie gerade schreibt, zu tippen aufhört und das Büro verläßt ...

### **Zeit ist Geld**

Die Bedeutung der chronometrischen Zeit nahm ab dem Ende des 18. Jahrhunderts mit der industriellen Revolution weiter zu. Die Landwirtschaft, bis dahin Haupttätigkeit des



Menschen, verlor der Industrie gegenüber immer mehr an Bedeutung. Mit Dampf, Elektrizität oder Benzin betriebene Maschinen wurden gebaut und ersetzen manuelle und handwerkliche Fertigungsverfahren.

Nun scheint auch das Zeitalter, in dem der Mensch noch seine Werkzeuge betätigte, zu Ende zu gehen – denn oft beherrschen im Grunde die Maschinen den Menschen, weil er *ihrem* Rhythmus folgen muß. Der Arbeiter muß sich beeilen, der schnell arbeitenden Maschine gerecht zu werden – Maschinenzeit ist teuer und muß im Höchstmaß rentabel sein!

So wird die chronometrische Zeit zu Geld – wer Zeit gewinnt, gewinnt Geld. Daher wurden zur Organisation der Arbeitszeit wissenschaftliche Verfahren entwickelt, die eine maximale Rentabilität sichern sollen. Die ersten sind als Werk des amerikanischen Ingenieurs Frédéric Taylor (1856–1915) bekannt, der empfahl, jeden einzelnen Abschnitt zur Herstellung eines Gegenstands zu analysieren und jede Bewegung, die ein Arbeiter ausführen muß, zeitlich zu erfassen, um danach Minimalzeiten aufzustellen, die jeder Arbeiter einzuhalten hat.

Wenn die Liebe zur Arbeit trotz dieser Verfahren noch nicht verschwunden war, so war sie es wohl wenig später mit der Einführung der Fließbandarbeit. Diese hatte abermals das Ziel, den Arbeitsrhythmus zu beschleunigen und nicht das kleinste „Teilchen Zeit“ zu verschwenden. Dabei läuft eine Art Rollband an dem Arbeiter vorbei, hält vor ihm kurz an, damit er den ihm obliegenden Handgriff zur Herstellung des Produktes ausführen kann, und bewegt sich dann weiter. Der Handgriff ist äußerst einfach und immer der gleiche: zum Beispiel wird irgend ein bestimmter Teil – und nur dieser – angebracht, ehe der nächste Arbeiter einen weiteren Handgriff macht. Auf diese Art bleiben alle „unnützen“ Bewegungen und Ortsveränderungen ausgespart, denn man stellte fest, daß die Ausführung mehrerer aufeinanderfolgender verschiedener Handgriffe, wenn sie von einem einzigen Arbeiter durchgeführt werden, mehr Zeit kostet, als wenn spezialisierte Arbeitskräfte jeweils nur einen bestimmten Handgriff machen ...

Der Arbeiter wird damit selbst zum unpersönlichen Rädchen im Getriebe der Maschine. Eine so durchorganisierte Industrie ist zwar sehr leistungsfähig, aber der einzige daraus resultierende Vorteil ist finanzieller Gewinn. Die Arbeit als Tätigkeit, in der sich der Mensch entfalten und sein Bestes geben kann, verliert vollkommen ihren Wert. Sie wird zur sterilen, lebensfernen Tätigkeit – und das als Folge der Herrschaft des chronometrischen Zeitbegriffs.

Wir sind also in die absurde Lage gekommen, daß die chronometrische Zeit, die nur Werkzeug war – und es noch sein sollte –, uns jetzt den Rhythmus unseres Lebens diktiert. Daß wir damit nicht glücklich sein können und uns über den völlig widernatürlichen Druck beklagen, den wir uns auferlegt haben, ist verständlich.

### **Blüten des Verstandes**

Wie aber ist es zu dieser Selbstverklavung unter den chronometrischen Zeitbegriff gekommen? Um das zu verstehen, müssen wir nochmals über die Rolle und den Platz des Geistes und des Gehirns beim Menschen sprechen. Dies ist um so nötiger, als die chronometrische Zeit nicht das einzige ist, dem sich der Mensch unterjocht hat. Er hat sich zum Beispiel auch dem Genuß beim Essen und dem Gewinnstreben ergeben. Überspitzt formuliert: er ißt nicht um zu leben, sondern er lebt, um zu essen; er verdient sein Geld nicht um zu leben, sondern er lebt, um Geld zu verdienen ... wenn man dabei wirklich noch von „leben“ sprechen kann, denn das, was in uns lebendig ist – der immaterielle Geist, dessen

„Herzensqualitäten“ alles ihn Umgebende erhalten und veredeln sollen – wird durch die starre, lebensferne Herrschaft des chronometrischen Zeitbegriffs in seinen Möglichkeiten stark eingeschränkt.

Der lebendige Geist ist unser wahres Ich – nicht der pragmatische, kühl berechnende Verstand, dieses Produkt des grobstofflichen Gehirns, das sich einzig für materielle, selbstbezogene, der eigenen Person Vorteile versprechende Angelegenheiten interessiert, wie zum Beispiel Geld, Essen, irdische Ehren, Maschinen, Technik – und die alle Vorgänge strukturierende chronometrische Zeit.

Es ist an sich natürlich kein Fehler, daß sich der menschliche Verstand mit Materiellem beschäftigt. Als Produkt eines materiellen Organs – des Gehirns – ist die Materie, seiner eigenen Art entsprechend, das, was der Verstand erfassen und verstehen kann. Ein Fehler liegt allerdings darin, wenn ein Mensch aufhört, nach seinem Gewissen zu entscheiden, wenn er seine geistigen Werte nicht mehr lebt, sondern sich selbst ganz dem Verstandeswirken unterwirft.

Die Herrschaft des chronometrischen Zeitbegriffs ist also nur eine der zahlreichen „Blüten“ des Verstandeswirkens, die sich durch die Überbewertung intellektueller Fähigkeiten entwickeln konnten. Das Diktat des Verstandes ist die Ursache der meisten Übel, unter denen wir Menschen heute leiden. Und Rationalismus, Pragmatismus usw. haben sich so tief in uns eingewurzelt, daß es schwierig ist, sich aus diesen Gedankengängen zu befreien. Obwohl wir deutlich empfinden, wie schädlich und bedrückend ein nur verstandesmäßig gestaltetes Leben ist, wagen wir es nicht, die Vorherrschaft des Intellekts in Frage zu stellen – vielleicht aus Angst, einen vermeintlich unentbehrlichen Halt zu verlieren.

### **Der Kampf um jede Sekunde**

Für den Verstand ist allein der chronometrische Zeitbegriff von Bedeutung. Die Uhrzeiger erinnern uns beharrlich an das „Verstreichen“ dieser Zeit, und sie wird nach unserer Meinung auch „verschwendet“, wenn wir sie nicht bis ins kleinste „Teilchen“ nützen. Dabei hat der vom Verstand diktierte „Kampf um jede Sekunde“ bereits absurde Ausmaße angenommen, wie einige Beispiele zeigen:

Für Video-Aufzeichnungen wurde jetzt ein Gerät entwickelt, das nach jedem gesprochenen Laut die Aufzeichnung für die Dauer einer Millisekunde unterbrechen kann. Dadurch vermindert sich nicht nur der Verbrauch von Bandmaterial, sondern vor allem auch die für das Anhören der Aufzeichnung nötige Zeit, ohne daß dabei die Verständlichkeit leidet. –

In einigen Ländern wird, um „zeitgünstig“ Werbespots im Fernsehen platzieren zu können, die Ablaufgeschwindigkeit der Filme beschleunigt. Dies in einem Ausmaß, daß es vom Zuseher nicht bemerkt wird, doch die Beschleunigung ermöglicht einen Zeitgewinn von etwa zehn Minuten auf zwei Stunden Filmlaufzeit. –

In den Vereinigten Staaten sind die Registrierkassen einiger Supermärkte mit einem Computer ausgerüstet, der die Dauer und die Berechtigung aller Unterbrechungen kontrolliert. Kassiererinnen, die dabei erwischt werden, Zeit im Gespräch mit Kunden zu verschwenden statt die Preise einzugeben, müssen mit Konsequenzen rechnen.

Für ähnliche Kontrollzwecke wurden Informationsprogramme entwickelt, mit denen Art und Dauer von Tätigkeit bzw. Nicht-Tätigkeit der am Computer arbeitenden Personen bewertet werden können. Der Arbeitgeber kann damit kontrollieren, wie viel Zeit seine Angestellten „sinnvoll“ vor dem Bildschirm verbringen, ob der Computer beruflich genützt wurde oder nicht usw.

In einigen Ländern versucht man, die Gewichtszunahme von Kühen zeitlich zu beschleunigen, was Vorteile im Verkauf der Tiere bringt. Da der Verdauungsvorgang bei Kühen viel Zeit in Anspruch nimmt (dreißig Meter Darm müssen vom Speisebrei durchlaufen werden, nachdem er flüssig wurde), lassen manche Züchter ihre Kühe nicht mehr Gras fressen, sondern geben ihnen sofort Flüssignahrung. Die Phasen für die Umformung der Pflanzenfasern zu Brei bei ihrem Durchgang durch den Pansen bzw. das Maul (beim Wiederkäuen) werden unterdrückt. Die Nahrung geht direkt in den Labmagen (einer der vier Mägen der Kuh), Verdauung und Stoffwechsel werden beschleunigt ...

Bemühungen um Zeitgewinn gibt es nicht nur bei der Herstellung und im Verkauf. Die Menschen liefern sich auch in ihrem Privatleben einem großen Zeitdruck aus, meist unbewußt, indem sie dem Allgemeinüblichen folgen. Dieser Zeitgewinn wird nicht nur durch die Beschleunigung des Arbeitsrhythmus erreicht, sondern auch dadurch, daß man zwei Dinge zur gleichen Zeit tut. Wie viele Leute schauen beim Essen fern, telefonieren beim Autofahren, essen ihr Frühstück beim Anziehen, trinken beim Gehen, hören Musik beim Arbeiten, lernen Sprachen im Schlaf usw.! Ein Leben, wie es vor kurzem noch undenkbar war!

Doch wer gewohnheitsmäßig viele Dinge zugleich tut, stellt damit zwar das Drängen seines Verstandes nach „genützter Zeit“ zufrieden, aber letztlich macht er nichts so bewußt, wie es für ein gewinnbringendes inneres Leben nötig wäre. Wer beim Essen fernsieht, hat weder die Sendung richtig verfolgt, noch das Essen wirklich bewußt genossen. Wer beim Arbeiten Musik hört, hat weder die Musik richtig gehört, noch konnte er sich konzentriert in seine Arbeit versenken! Es fehlt die tief gelebte Erfahrung. Und die gefühlte Leere stärkt das Bedürfnis, die Zeit „noch besser nützen“ zu wollen – in der Illusion, daß viele Dinge *tun* auch viele Dinge *erleben* heißt.

### **Ein Teufelskreis um die Zeit**

Indem der Mensch sich dem chronometrischen Zeitbegriff unterwarf, begab er sich in mehrfacher Hinsicht in eine widersprüchliche Situation: Je mehr Zeit er gewinnen will, um besser zu leben, desto mehr steht er unter Druck, und seine Lebensqualität verschlechtert sich. Je mehr er sich unter Druck setzt, um Zeit zu gewinnen, desto mehr Freizeit braucht er zum Ausgleich, was den Zeitgewinn wieder reduziert. Außerdem: Je größer der Streß eines Menschen ist, um Zeit zu gewinnen, desto geringer seine Lebenserwartung, desto kürzer damit die ihm zur Verfügung stehende Zeit.

Der Teufelskreis, in dem sich der moderne Mensch befindet, kann bildhaft so zusammengefaßt werden: Er verwendet seine Zeit, um Maschinen zu erfinden und zu bauen, die es ihm gestatten, Zeit zu gewinnen. Danach verwendet er die gewonnene Zeit nicht zum eigentlichen Leben, sondern um weitere Maschinen zu erfinden, die es ihm gestatten, noch mehr Zeit zu gewinnen, die er wiederum nicht sinnvoll nützt – und so weiter.

Die „Jagd nach dem Zeitgewinn“ ist uns dermaßen eingefleischt, daß sie zu unserer zweiten Natur geworden ist. Verzögerungen ertragen wir folglich sehr schlecht. Braucht jemand mehr

Zeit als im Durchschnitt, um in den Bus einzusteigen, an der Kasse zu zahlen, aus dem Parkplatz herauszufahren usw., werden die Wartenden sofort ungeduldig. Für andere können ein Rotlicht an der Straßenkreuzung, das nicht schnell auf grün umschaltet, ein verspätetes Flugzeug oder eine Straßenumleitung Quellen starker Gereiztheit sein.

Welch ein Unterschied zu den Bewohnern der „nicht zivilisierten“ Länder, die keine Sklaven des chronometrischen Zeitbegriffes sind, die bei Verspätungen oder einer uns so empörenden Unpünktlichkeit ruhig bleiben und das gewonnene bißchen Zeit sogar genießen, indem sie beispielsweise mit anderen interessanten Mitmenschen ein wenig plaudern. Das „Keine-Zeit-Haben“ ist für sich noch nicht zur selbsterzeugten Tyrannei geworden.

## **Kapitel 8: Die Zeit besiegen**

Der Mensch empfindet die Tatsache, daß die Tage nicht mehr als vierundzwanzig Stunden haben und daß sein Erdenleben nicht ewig dauert, oft als Einschränkung. Er möchte über „alle Zeit der Welt“ nach Belieben verfügen können und lehnt sich gegen Endlichkeit und Sterblichkeit auf. Seit Jahrtausenden versucht er daher mit allen möglichen Mitteln, die Zeit zu besiegen.

Wenn es nun eindeutig nicht möglich ist, die Anzahl der Stunden eines Tages zu erhöhen – die Tage sind nicht dehnbar; man könnte sich allenfalls auf eine andere Stundendefinition einigen –, so ist es mit der Lebensdauer des Menschen anders. Sie variiert von Person zu Person außerordentlich stark, ist also nicht auf eine bestimmte Anzahl von Jahren beschränkt, und so wird seit langer Zeit nach Mitteln und Wegen gesucht, um die Erscheinungen des Alters und des Verfalls, die uns unweigerlich zum Tode führen, möglichst hinauszuzögern.

### **Wie können wir noch länger leben?**

Forschungen zur Lebensverlängerung, so abwegig sie auch scheinen mögen, wurden nicht etwa nur von „Erleuchteten“ oder „sanften Träumern“ durchgeführt, sondern von bedeutenden Wissenschaftlern aller Epochen. Heute interessieren sich große Pharmakonzerne dafür. Einige dieser Untersuchungen sind sogar teilweise durch Regierungskredite finanziert. –

Die Suche des Menschen nach einem längeren Leben folgt einer einfachen Rechnung: Wenn die Lebenserwartung in seinem Land derzeit zum Beispiel 80 Jahre beträgt, und wenn der Mensch sein Leben durch das eine oder andere Mittel auf 120 Jahre verlängern könnte, so hätte er vierzig Jahre mehr zu leben. Vierzig Jahre! Das ist viel zusätzliche Zeit, über die er verfügen kann!

Aber wie schafft man das? Unzählige Mittel und Wege wurden vorgeschlagen: Jugendelixiere, Heilpflanzen, spezielle Frischzellen-Kuren, Vitamine und Mineralien, Bluttransfusionen, die Transplantation endokriner Drüsen, Wundernährstoffe, Thermalwasser, Gesteinsmehl usw. Trotz der Fülle und Verschiedenartigkeit der empfohlenen Mittel können sich aber nur wenige Leute rühmen, außerordentlich alt geworden zu sein. Bedeutet dies, daß es ein unrealistischer Traum ist, länger als hundert Jahre zu leben?

Nein. Die Anzahl der Menschen, die ein Alter von 100 Jahren erreicht haben, ist alles in allem recht hoch. 1979 zählte man in den Vereinigten Staaten 11.000. In Ländern mit einem hohen Prozentsatz an Hundertjährigen, wie Abchasien, Tschetschenien und Aserbajdschan, zählt man fünf bis 14 Hundertjährige auf zehntausend Einwohner.

Hundert Jahre zu leben ist für einen Menschen realistisch. Die Frage ist aber, wie viele Jahre über ein Jahrhundert hinaus wir in einem Erdenkörper vernünftigerweise zu leben hoffen können. Die Mehrzahl der Fälle, in denen einzelne Menschen angeblich außerordentlich alt wurden – es werden fantastische Zahlen von bis zu 140, 160 oder 280 Jahren genannt – ist nicht nachprüfbar. Doch gibt es auch außergewöhnliche Lebensläufe, deren Echtheit bestätigt werden konnte. Unter diesen sind: die älteste Schweizerin, die 1993 mit 111 Jahren starb; Fanny Thomas, die 1980 in den Vereinigten Staaten im Alter von 113 Jahren starb; Carrie White, ebenfalls in den Vereinigten Staaten, verstarb 1990 im Alter von 116 Jahren. Und die älteste Französin, Jeanne Calment, verschied 1997 mit 120 Jahren!

Heute denken die Wissenschaftler nicht mehr, daß ein Lebensalter von mehr als 100 Jahren als außergewöhnlich zu betrachten ist, sondern es könnte durchaus zur Norm werden. Denn auf unterschiedlichen Wegen sind Forscher verschiedener Disziplinen zur gleichen Feststellung gekommen: der menschliche Körper ist für ein Leben von ungefähr 100 Jahren geschaffen. Aber weit davon entfernt, sich damit zu begnügen, denken manche Wissenschaftler, daß sie diese physiologisch bedingte Grenze erweitern und sie unter anderem durch Genmanipulation weit über hundert Jahre hinaus ausdehnen können.

Geht man davon aus, daß solche Verfahren der Lebensverlängerung tatsächlich entwickelt werden, so stellt sich unweigerlich die Frage, um wie viele Jahre es wünschenswert wäre, das Leben des Menschen zu verlängern. Würde eine Dauer von 200 Jahren genügen? Oder wäre es vorzuziehen, 500, 900 oder 1200 Jahre zu leben? Oder auch „für immer“, wie es ein amerikanischer Millionär erklärt hat, der großzügig Forschungen zur Lebensdauer finanziert?

Und bei einem Leben von beispielsweise 500 Jahren – wie viele Jahre entfielen auf die Kindheit, die Jugend, das Erwachsenenalter? Wären diese Zeitabschnitte ebenso lang wie heute – mit darauf folgenden 420 oder 450 Jahren Alter? Sicherlich nicht. Aber wie lange würden dann die verschiedenen Lebenszeitabschnitte dauern? Und welchen Sinn hätte zum Beispiel eine Jugend, die sich über fünfzig Jahre erstreckt?

Solche Fragen führen uns zwangsläufig wieder auf das Thema Zeit zurück, denn um darauf sinnvoll zu antworten, müssen wir zuerst wissen, wozu die Zeit dient.

Die Rolle, die man der Zeit einräumt, ist sehr unterschiedlich, je nachdem, ob man eine materialistische oder geistige Auffassung von der Welt hat.

### **Zeit, Materie und Materialismus**

Für den Materialisten existieren nur die materiellen Dinge. Folglich ist das Leben nicht etwas eigenes, das unter gewissen Bedingungen die Materie belebt, sondern es ist im Gegenteil eine Folge materieller Prozesse. Also ist der Mensch dank der unzähligen in ihm stattfindenden biochemischen Reaktionen am Leben, und aus diesem Grund denkt und fühlt er auch. Beim Tod zerfällt nicht nur der Organismus, sondern auch das Bewußtsein, das der Mensch sich im Laufe seiner kurzen Existenz mühsam erworben hat. Die Frage der Zeit stellt sich also nur im Hinblick auf die kurze Dauer des Erdenlebens, weil das menschliche Ich darüber hinaus nicht existiert bzw. nicht weiterhin sein Bewußtsein entwickeln kann.

Da der Mensch der materialistischen Auffassung zufolge „aus dem Nichts“ kommt und nach einer kurzen Lebenszeit wieder „zu Nichts“ wird, sieht der Materialist den Sinn seines Lebens oft darin, sich in der ihm verfügbaren Zeit möglichst viel Angenehmes, Vergnügliches und Befriedigendes zu schaffen. Alle Hindernisse, Leiden und Unannehmlichkeiten müssen dagegen energisch bekämpft werden, denn sie stehen dem Genuß der Lebenszeit entgegen. Um das erstrebte „gute Leben“ zu erreichen, muß man sich natürlich beeilen, und manchmal werden auch moralisch nicht einwandfreie Mittel verwendet, um auf diesem Weg voranzukommen. Die „vergehende Zeit“ bringt den Materialisten unerbittlich dem Tode näher, dem „großen Vernichter“ alles Bestehenden. Daher gilt es, ihm mit allen Mitteln entgegenzutreten.

Geistig ausgerichtete Menschen glauben dagegen an die Existenz immaterieller Dinge. Für sie ist der menschliche Wesenskern, das wahre Ich, nichts Materielles, sondern von viel feinerer

Art und wichtiger als der Erdenkörper. Dieser wird durch den Geist belebt und während der Dauer seines Erdenaufenthaltes als Werkzeug für seine Entwicklung genutzt. Beim Tod des Körpers stirbt der Geist nicht, sondern existiert weiter. Für den Geist ist der Nutzen der Zeit daher nicht ausschließlich an die Notwendigkeiten und Möglichkeiten der irdischen Ebene gebunden. Gleichviel, ob sich der Geist auf der Erde oder auf einer anderen Ebene der Schöpfung aufhält – die Zeit bietet ihm die Möglichkeit zur Entwicklung aller in ihm ruhenden Fähigkeiten.

Indem der Mensch seine geistigen Fähigkeiten zu voller Entfaltung bringt, unterstützt er die fortschreitende Bewegung der Schöpfung, von der er ein Teil ist. Und die zunehmende Vervollkommnung seiner Persönlichkeit gestattet es ihm zuletzt, die Ebene seiner Herkunft, das geistige Reich oder Paradies, wieder zu erreichen und dort als vollendeter Geist zu leben. Ohne diese Vervollkommnung bzw. Reife wäre ein Leben im geistigen Reich für uns Menschen unmöglich.

Haben wir aber einst auf unserem Lebensweg das Paradies erreicht und die stofflichen Ebenen der Schöpfung hinter uns gelassen, dann haben wir damit auch das ewige Leben erreicht, denn das geistige Reich liegt jenseits des Werdens und Vergehens, unser Leben dort erfährt also keine zeitliche Begrenzung. Der alte Traum der Menschheit – für den sich der vorhin erwähnte amerikanische Millionär mit dem Ausspruch „Ich will ewig leben“ einsetzte – kann also für uns Wirklichkeit werden. Aber nicht auf der Erde, nicht in einem Körper aus vergänglichem Fleisch.

Die in diesem Körper fern von der geistigen Ebene verbrachte Zeit ist allerdings eine für den Geist unerlässliche Lehrzeit, denn nur durch die in den grob- und feinstofflichen Schöpfungsebenen gewonnenen Erfahrungen lernt der Mensch allmählich, seine Fähigkeiten zu benutzen und zu entwickeln. In den stofflichen Welten vollzieht sich alles langsamer, träger als im geistigen Reich. Durch die große Dichte und Schwere der materiellen Ebenen muß der Geist wie ein Athlet, der gegen Widerstände trainiert, eine viel größere Wirkkraft entfalten und sich mit viel größerer Ausdauer beharrlich anstrengen, was so seinen Willen stärkt und seine Fähigkeiten entwickelt.

Die Erfahrungen, die der Geist braucht, können aus sehr unterschiedlichen Erlebnissen resultieren. Da gibt es die kleinen Ereignisse im Alltagsleben, die man sich „zu Herzen nimmt“ und tief im Inneren empfindet. Andererseits prägen natürlich auch intensive Erfahrungen wie Unfälle, Konflikte, Sterbefälle, aber zum Beispiel auch eine Geburt, eine freudig erlebte Begegnung oder eine unerwartete Hilfe. Diese Lebenserfahrungen mögen Leid oder große Freude mit sich bringen – in jedem Falle sie sind dem Geist, unserem Wesenskern nützlich, denn sie berühren ihn, helfen ihm erlebend zu lernen und sich so zu entwickeln.

Die Zeit dient uns also zum Sammeln von Erfahrungen. Gerade das aber wird ein Materialist nicht für wertvoll erachten. Er wird zwar zugeben, daß ein Leben, das sich nach der Stimme des Herzens richtet oder hohen Wertmaßstäben folgt, besondere Gefühle erwecken kann, aber diese Gefühle werden ihm vergänglich erscheinen, einem Strohfeuer gleich, das im Inneren aufflammt. Ist es einmal erloschen, bleibt nichts übrig. Seiner Meinung nach opfert der idealistisch gesinnte Mensch seine Zeit Hirngespinnsten und täte besser daran, sich mit konkreten Dingen zu beschäftigen. Jeder Gegenstand bleibt, was er ist, und auch sein Preis bleibt der gleiche – ob er nun mit oder ohne Herz hergestellt wurde! Und Achtung für den Nächsten – heißt das nicht in Wirklichkeit, das Leben zu verkomplizieren? Die Verwirklichung persönlicher Pläne und Wünsche zu behindern?

Was für den Materialisten zählt, ist nicht so sehr das Gelebte als das *Ergebnis* des Gelebten, das heißt die Dinge, die sichtbar und greifbar bestehen bleiben, der erworbene Besitz, das erreichte Ziel, das gewonnene Geld, die eroberte Machtposition. Demgegenüber erscheinen ihm die Begeisterung oder die gehobenen Empfindungen, wie sie im Tun erfahrbar werden, das Erleben also, als unbedeutend, da vergänglich.

Und doch ist nichts verloren, was der Mensch tief in sich empfunden und erlebt hat. Im Gegenteil: was ihn innerlich berührt, verschwindet nicht, sondern ist in seine Seele eingepägt. Alle Erfahrungen, seien sie angenehm oder nicht, fördern die innere Entwicklung und die Entfaltung seiner Persönlichkeit. Sie werden zu dem unzerstörbaren Reichtum, den jeder Mensch aus dem Leben mit sich nimmt – ein Reichtum, der im Geiste ruht.

### **Die Gehirn-Blockade**

Der menschliche Wesenskern kann sich durch seine Erfahrungen weiter entwickeln. Er *kann* sich entwickeln, aber er *tut* es nicht notwendigerweise. Alles hängt ab von seiner Art zu leben. Die Frage ist, ob der Geist an dem, was ein Mensch tut, teilhat – oder ob nur der Verstand, also das körperliche Gehirn in Aktion ist.

Normalerweise, das heißt in einem bewußten, vom Geist geführten Leben, sollte das Gehirn alle aus dem irdischen Erleben stammenden Informationen koordinieren und an den Geist weiterleiten. Doch diese Zusammenarbeit findet nicht immer statt. Auf Grund der bereits erwähnten Überentwicklung des Vorderhirns und der daraus entstehenden Herrschaft des Verstandes wird die Informationsweiterleitung an den Geist oft unterbrochen, so daß der menschliche Wesenskern an den Erlebnissen nicht wirklich teilhat. Er erlebt nicht voll bewußt die Höhen und Tiefen der Situation, sondern bleibt durch diese „Gehirn-Blockade“ ein passiver Zuschauer bei dem, was der Verstand entscheidet.

Beim Tod des Erdenkörpers hat der Geist (die Seele), der sich aus der grobstofflichen Hülle löst, dann aber keinen Schatz mitzunehmen, er muß seinen weiteren Weg „mit leeren Händen“ gehen. Er blieb tatsächlich *neben* den Erlebnissen, die ihm die verstrichene Inkarnation hätte bieten können, hatte keinen Anteil daran. Und die materiellen Schätze, Besitz, Ehren usw., denen er so viel Bedeutung beimaß, müssen nun zurückbleiben. Man kann zu Recht sagen, daß ein Mensch in einer solchen Lage wirklich am Wesentlichen vorbeigegangen ist, daß er sein Leben, seine Zeit, verschwendet hat.

Durch die Herrschaft des Verstandes ist diese Situation durchaus „normal“ geworden. Immer häufiger durchlaufen Menschen fast ihr ganzes Leben, ohne innerlich berührt zu werden. Sie reagieren auf alles, mit dem sie konfrontiert werden, nur „automatisch“ – mit dem Verstand. Sie fühlen zwar eine große Unzufriedenheit und möchten endlich etwas, das sie wahrhaft befriedigen könnte. Doch diese Befriedigung kommt nicht durch immer neue oberflächliche Erlebnisse, wie sie durch die Jagd nach Zeitgewinn ermöglicht werden soll, sondern die ersehnte Zufriedenheit kann nur durch das innere Erleben erreicht werden. In einer Richtung also wo die Lösung im allgemeinen nicht gesucht wird.

### **Inneres Erleben trotz chronometrischer Zeit**

Jemand, der nach seiner inneren Zeit lebt, gestaltet sein Tun intensiv. Wenn er arbeitet, geht er in seiner Arbeit auf. Wenn er mit seinen Freunden spricht, ist er ganz beim Gespräch. Wenn er sich seinen Freizeitbeschäftigungen widmet, ist er mit vollem Herzen dabei. Und weil er *ganz*



bei dem ist, was er tut, wird er sich nichts anderes wünschen, er wird nicht einmal daran denken. Hat er ein starkes Verlangen zu essen, hat er nicht gleichzeitig Lust zu lesen. Liest er gerne, will er nicht zur selben Zeit spazieren gehen. Die Kraft der Freude am Lesen verdrängt jeden anderen Wunsch, und erst wenn die Lektüre unterbrochen wird, tauchen andere Wünsche auf ...

Lebt man auf diese Weise, so sind die Voraussetzungen für den Geist günstig um gute und tiefe Erfahrungen zu machen, aus denen er für seine Entwicklung Nutzen ziehen kann. Wenn jemand hingegen nicht völlig bei dem ist, was er tut, wünscht er sich ständig etwas anderes, und es beginnt das Rennen um die Zeit ...

Vielleicht entgegnet der Leser an dieser Stelle, daß es doch nur dem möglich ist, seine Dinge *ganz* zu tun, der viel Zeit zur Verfügung hat und nach Belieben damit umgehen kann. Ein solcher Mensch kann sich in alles, was er tut, begeistert und unbekümmert hineinstürzen, denn es drängt ihn ja nichts. Wie aber geht es Leuten, die viele Verpflichtungen haben und deren Tätigkeiten in strenge Stundenpläne gedrängt werden müssen, die also sehr gestreßt sind?

Für sie sieht die Lage im Grunde auch nicht anders aus. Denn fast jede Tätigkeit kann Freude bereiten bzw. ein willkommener Anlaß zum lernen sein. Doch muß es gelingen, trotz aller Anforderungen mit „Herz“ bei der Sache zu sein.

Diese Einstellung kann einen gestreßten Menschen völlig verändern: Statt daß er während der Arbeit immer wieder nur an all das denkt, was er noch zu erledigen hat (was weder hilft, das gerade Ausgeführte wirklich zu erleben, noch das Weitere sinnvoll zu planen oder vorzubereiten), konzentriert er sich ganz auf das, was er gerade tut – und entledigt sich dadurch mit einem Schlag von Stress und Unruhe. Der Erlebnis-Gewinn ist gewaltig!

Natürlich kann es einen realen „Zeitdruck“ geben, Termine die einzuhalten sind und keine Zeit zum Bummeln oder Träumen lassen. Aber es ist trotzdem möglich, sein Tun innerlich „mit dem Herzen“ zu erleben und gleichzeitig die chronometrische Zeit zu respektieren. Denn eine gewisse Distanz zwischen der eigenen Person und der Absurdität eines auferlegten Stundenplans kann immer aufrechterhalten werden. Man muß dazu allerdings vermeiden, das Bewußtsein auf den Streß, die Zwänge usw. zu konzentrieren und es statt dessen auf den gegenwärtigen Augenblick und das soeben zu Erlebende lenken.

Auch ein äußerst tätigkeitsreiches Leben ist nicht notwendigerweise gleichbedeutend mit Streß und Versklavung unter die chronometrische Zeit. Kann man nicht immer wieder beobachten, daß Menschen ihr Leben um so besser meistern, je mehr Verantwortung sie tragen, je gedrängter ihr Stundenplan ist? Umgekehrt sind andere mit weitaus weniger Verpflichtungen oft viel schneller überfordert – schon durch die eigene Arbeit, aber mehr noch durch jedes unvorhergesehene Ereignis.

### **Eine bessere Zeit-Qualität**

Die chronometrische Zeit will durch den Geist beherrscht werden. Wenn diese Beherrschung fehlt, zeigt sich dies im allgemeinen nicht nur dort, wo wirkliche Zwänge bestehen – wie im Berufsleben –, sondern gleichermaßen in der Planung der Freizeit. Eben dort aber könnte die Zeit eine ganz andere Qualität haben, viel gehobener, reicher – und damit jene Zeitspannen

ausgleichen, die weniger ergiebig und befriedigend sind, weil sie festen Forderungen und Zwängen unterliegen.

Wenn Menschen, die schlecht mit der Zeit umgehen können, Tage von 36 oder 40 Stunden zur Verfügung hätten, bliebe ihr Problem genau das gleiche. Sie würden weiterhin rennen, um „die Zeit zu besiegen“, denn ihr wirkliches Problem ist nicht die fehlende Zeit, sondern der Mangel an Gelebtem, mit anderen Worten: geistige Trägheit, da der Geist das „Leben nach der Uhr“ nicht besser beherrscht.

Das Leben zum Beispiel um vierzig Jahre zu verlängern, um 120 Jahre alt zu werden – das hätte für niemanden wirklichen Nutzen, der sich selbst der chronometrischen Zeit versklavt hat. Er würde sich weiterhin nur seinem „Lauf ohne Ende“ hingeben, und sein Geist bliebe abseits vom Leben und von echten Erfahrungen.

Fünf oder fünfzig Jahre Jugend, vierzig oder hundert Jahre Erwachsensein würden immer noch nichts an unserem Problem mit der Zeit ändern, wenn nicht eine Bewußtseinsänderung stattfindet und der Geist, der menschliche Wesenskern, die Führung über den Verstand übernimmt. *Nicht die Zeit gilt es zu besiegen, sondern sich selbst. Man muß dem Leben keine Jahre, sondern in den Jahren geistigen Erleben hinzufügen.*

## Kapitel 9: Der Gegenwart leben

Der einzige Augenblick, den der menschliche Geist mit seiner Lebenswärme durchdringen kann, ist die Gegenwart, denn Vergangenheit und Zukunft bestehen nicht als unmittelbar zu erlebende Wirklichkeit. Es ist bedeutsam, dies zu wissen, denn daraus resultiert eine der wichtigsten Erkenntnisse: Um das geistiger zu werden, muß man sich bemühen, in der Gegenwart zu leben!

Wie wichtig das ist, zeigt die heutige Welt. Ein typisches Kennzeichen des modernen Menschen ist es, „der Zeit hinterher“ zu laufen, ein weiteres ist seine materialistische Einstellung – und noch ein drittes, daß er selten in der Gegenwart lebt.

Für einen Menschen bedeutet „in der Gegenwart leben“, daß er nicht nur mit seinem Körper „da ist“, sondern auch mit seinem Geist, das heißt, daß er *bewußt* an allen gegenwärtigen Eindrücken und Erlebnissen teilhat.

Sehr oft widmen wir uns ja Tätigkeiten, ohne vertieft und bewußt bei dem zu sein, was wir tun. Wie der Volksmund sehr richtig sagt: Wir „sind gerade anderswo“. In solchen Fällen wird unser Tun vor allem vom Gehirn gesteuert. Dieses kann Bewegungen planen und reagieren, auch ohne daß unser eigentliches Bewußtsein, also der Geist, daran beteiligt ist. Denn die Rolle des Gehirns besteht ja gerade darin, bestimmte Dinge „automatisch“ auszuführen, um den Geist dadurch zu unterstützen.

Wir können also materiell – mit Gehirn und Körper – „da sein“, und jeder Beobachter wird unsere Anwesenheit bezeugen, und dennoch fehlt innerlich etwas. Der bewußte Geist ist zurückgezogen, von der gegenwärtigen Realität getrennt, wie ein passiver, entfernter Zuschauer.

Umgekehrt aber bekunden auch eine sehr große Präsenz und eine ausgeprägte Konzentration nicht notwendigerweise die Teilnahme des Geistes am Geschehen, denn auch in diesen Fällen kann der Verstand sich in den Vordergrund drängen. Wenn es zum Beispiel um die Analyse einer Situation, einer Tätigkeit oder eines Problems geht, so sind alle verstandesmäßigen Fähigkeiten in Bereitschaft, der Mensch denkt nach, prüft, sucht Schlüsse zu ziehen oder Lösungen zu finden. Er ist gründlich in seine Arbeit vertieft und darauf konzentriert, aber trotzdem kann der Geist – und mit ihm alle Gemüts- und Empfindungswerte, die immer mit zu einer Tätigkeit gehören sollten – zur Seite geschoben und untätig sein. So wird das Tun des Menschen zu einer kalten, trockenen, toten Arbeit, wie sie im Grunde auch eine Maschine ausführen könnte.

Die Nicht-Beteiligung des Geistes kann sich noch anders zeigen, nämlich im Streben, ständig irgendwelche Tätigkeiten auszuführen, einem ununterbrochenen Strom von Gedanken folgend. Das zeigt, daß das Verstandeswirken die Oberhand hat und jede Unterbrechung vermeiden will, die es dem Geist gestatten würde, wieder die führende Rolle einzunehmen.

Doch die endlosen Gedankenketten lasten unangenehm auf dem Menschen, denn sie hindern ihn daran, jene innere Stille und Ruhe zu finden, die auch für eine gewisse Leichtigkeit und Heiterkeit im Leben nötig ist. Das ständige Wiederkäuen der Gedanken führt in eine von der Realität abgekoppelte Welt. Der Mensch, der sich dieser gedanklichen Scheinwelt ausliefert, ist sich seiner Umgebung und dessen, was sich wirklich abspielt, nicht mehr bewußt. Er lebt

also nicht mehr in der Gegenwart, sondern schweift in Gedanken umher – in vergangenen oder künftigen Formen. Der bewußte Geist aber bleibt beiseite geschoben.

Über verfllossene Ereignisse nachzudenken oder an geplante Vorhaben zu denken, ist an sich nicht falsch und kann sogar sehr sinnvoll sein, denn diese Gedanken ermöglichen uns, aus dem Bisherigen Lehren zu ziehen und unsere Zukunft besser vorzubereiten. Verhängnisvoll aber ist es, den größten Teil des Lebens darauf zu verwenden. Nun tun dies aber manche Menschen fast ununterbrochen, und sie nehmen schließlich die Gewohnheit an, ausschließlich „anderswo“ als in der Gegenwart zu leben.

### **Wenn Vergangenes oder Künftiges zu wichtig wird**

Es gibt Menschen, die völlig auf die Vergangenheit ausgerichtet sind. Für sie hat diese mehr Bedeutung als die Gegenwart. Sie denken an ihr „verflossenes Leben“, träumen von den „guten alten Zeiten“ oder bedauern auch frühere Fehler und blasen Trübsal. Die Gegenwart kann ihre Aufmerksamkeit nicht genügend auf sich lenken, und die wirklichen Ereignisse vergehen, ohne ihren Geist zu berühren. Sie können sich daher nie darüber freuen, was gerade jetzt, in diesem Augenblick geschieht. Sie fühlen auch nicht den ganzen Ernst einer Situation, in der sie sich befinden. Erst wenn das Ereignis vorüber ist, fangen sie an, sich des Geschehenen bewußt zu werden, daran zu denken, davon zu sprechen, es zu schätzen oder zu bedauern. Aber es bleibt nur der Schatten einer wirklich gelebten Erfahrung.

Die auf die Zukunft ausgerichteten Menschen lenken ihre Aufmerksamkeit und ihre Gedanken hauptsächlich auf Pläne und Träumereien von einem strahlenden Morgen. Sie bauen sich gedanklich ihren Wünschen entsprechende „ideale“ Situationen oder Welten, oder sie spekulieren über die Zukunft, analysieren sie, fürchten sie, wenn sie Düsteres voraussehen. In beiden Fällen versäumen diese Menschen, wie es schon der französische Philosoph Pascal sagte, den einzigen Augenblick, der ihnen gehört:

*„Wir halten uns nie an die gegenwärtige Zeit. Wir nehmen die Zukunft als zu langsam im Kommen vorweg, wie um ihren Lauf zu beschleunigen; oder wir erinnern uns an die Vergangenheit, um sie als zu rasch anzuhalten: so unklug irren wir durch die Zeiten, die nicht die unseren sind, und denken kaum an die einzige, die uns gehört.“*

Einige geläufige Ausdrücke bezeugen, was wir intuitiv empfinden, wenn wir nicht wirklich gegenwärtig sind, wenn Geist, Verstand und Körper nicht mehr eine enge Einheit bilden, sondern unharmonisch zusammenarbeiten. Diese Ausdrücke beschreiben die betreffenden Menschen als „neben sich stehend“ oder „nicht in ihrer Mitte ruhend“. Man rät ihnen dann, „wieder zu sich zu kommen“, „sich wieder zu fangen“, das heißt, den Geist zur bewußten Führung des Körpers zu ermuntern, sich anzustrengen, mehr „im Hier und Jetzt“ zu sein.

Um der Gegenwart zu leben, genügt es also nicht, mit seinem Körper anwesend oder mit dem Verstand sehr aktiv zu sein, sondern man muß mit seinem Wesenskern, dem *Geist* gegenwärtig sein.

### **Lebet der Gegenwart!**

Der Begriff „der Gegenwart leben“ enthält das Wort „leben“. Wirklich lebendig ist nur der Geist, nur er kann folglich etwas empfinden und leben. Aber was muß man tun, um wirklich der Gegenwart zu leben? Es bedeutet, so heißt es in der Gralsbotschaft,

*„... ein unbedingtes Auskosten jeder Minute, aber innerlich, nicht äußerlich allein. Eine jede Stunde der Gegenwart muß zu wirklichem Erleben für den Menschen werden! Das Leid wie auch die Freude. Er soll mit seinem ganzen Sinnen und Denken, mit dem Empfinden jeder Gegenwart geöffnet sein und damit wach. Nur so hat er Gewinn vom Erdensein, der darin für ihn vorgesehen ist. Weder in den Gedanken an die Vergangenheit noch in den Träumen für die Zukunft kann er wirkliches Erleben finden, so stark, daß es seinem Geiste einen Stempel aufdrückt, den er als Gewinn mit in das Jenseits nimmt.*

*Lebt er nicht mit, so kann er auch nicht reifen, das Reifen hängt nur vom Erleben ab. Hat er nun in dem Erdensein nicht stets die Gegenwart in sich erlebt, so kehrt er leer zurück und muß die so versäumte Zeit noch einmal neu durchwandern, weil er dabei nicht wach war, nichts durch Erleben sich zu eigen machte.“*

(Band II, Vortrag „Lebet der Gegenwart!“)

Dieser Zustand des inneren Erwachens, der Öffnung und der Wachsamkeit, das Gegenwärtigsein erfordert eine Anstrengung des Geistes – eine Anstrengung, die um so notwendiger ist, je weniger er daran gewöhnt ist, weil alles Verstandesmäßig-Automatische sich zu stark entwickelt hat, während der Geist seinerseits untätig verblieb.

Im Bemühen, sich auf die Gegenwart zu konzentrieren, besteht natürlich immer wieder die Gefahr, daß der Verstand über das geistige Bewußtsein die Macht gewinnt. Dies ist jedoch leicht zu erkennen, denn mit seiner Machtübernahme beginnt sogleich wieder der „Wettlauf mit der Zeit“. Und *dieser Wettlauf ist ein Zeichen mangelnder Geistesregsamkeit!*

Eine große Hilfe, um den Geist zu erwecken, damit er wirklich in die Gegenwart zurückfindet, ist es, sich mit geistigen Fragen zu beschäftigen. Denn um Antworten auf Fragen über seinen Ursprung, den Sinn seines Lebens und das, was ihn nach dem Tod erwartet, zu finden, muß der Mensch seinen Geist mit beanspruchen. Alle diese Themen überschreiten ja den engen Rahmen der Materie und lassen sich mit Verstandeswissen allein nicht beantworten. Ringt man um Antworten auf diese Fragen, dann ist der Geist gefordert, er muß sich in Bewegung zu setzen.

### **Wenn die Zeit still steht ...**

Wenn der Geist durch eigenes Bemühen nach und nach erwacht, wird man feststellen, daß sich die Zeit teilweise „verlangsamt“. Verlangsamung ist nicht wirklich das richtige Wort, da die Zeit ja stillsteht. Aber wir haben den *Eindruck* des Langsamerwerdens – ein ähnliches Gefühl, wie wenn wir etwas Glückliches oder Dramatisches intensiv erleben. Die Zeit erscheint uns dann wie aufgehoben. Wir haben das Empfinden, außerhalb der Zeit zu sein, sie wirkt wie angehalten.

Auf diese Weise kann der Geist die stillstehende Zeit erfahren.

Ein solches Erlebnis muß nicht lang sein, ein kurzer Augenblick genügt. Aber durch ihre Intensität kann diese Erfahrung den Geist zu weiterer Wachsamkeit anregen. Eine glückliche Empfindung bleibt an solchen Tagen, an denen wir innerlich berührt wurden. Berührt, weil wir offen waren und innerlich bereit, uns berühren zu *lassen*.

Die Erlebnisse, die diese besonderen Augenblicke auslösen – ein Wort, eine Geste, ein Blick oder ein Lächeln – sind von kurzer Dauer. Es gäbe also in der Zeit viel Platz für solche berührenden Momente – hätten wir die nötige Aufgeschlossenheit, sie zu erfahren.

Wenn wir uns – wie ein Künstler – richtig öffnen, könnten wir jeden einzelnen Tag schon durch einige wenige Augenblicke zu einem Kunstwerk machen. Aber meist verhindern Druck und Streß das tiefe Erleben solcher Momente.

Zumeist müssen äußere Umstände den Menschen zwingen, seinen „Wettkampf mit der Zeit“ zu unterbrechen und nachzudenken. Durch eine schwere Krankheit oder einen Unfall ans Bett gefesselt, macht er sich schließlich vielleicht klar, daß er durch das Leben rannte, ohne etwas zu erleben. So sind manche Menschen trotz ihrer Schmerzen dankbar für das, was ihnen zustieß. Ihnen wurde durch die vom Schicksal erzwungene Unterbrechung klar, daß die erschöpfende „Jagd nach der Zeit“ sie an vielen Dingen vorbeigehen ließ, die wertvoller sind als all das, dem sie nachrannten. Die innere Öffnung, die sie so erreichen, ließ sie erkennen, daß sie erst mit dem Beginn ihrer Krankheit wirklich zu *leben* anfangen.

### **Zeit für das Dritte Gebot!**

Nicht ohne Grund wurde uns Menschen das dritte Gebot gegeben, das uns zu ruhen auffordert: „Du sollst den Feiertag heiligen“ – das rät, in regelmäßigen Abständen die Verfolgung materieller Ziele und Pflichten zu unterbrechen und sich Zeit zu nehmen, um zu sich selbst zu kommen.

Wer am Abend sein Verhalten während des verstrichenen Tages oder am Sonntag das der vergangenen Woche prüft und sich zudem nach oben öffnet, kann vermeiden, sich einseitig in die unsinnige „Jagd nach der Zeit“ zu stürzen, in die ihn sein Verstand treiben will.

Der Wettkampf mit der Zeit gefällt aber sehr vielen Menschen, weil die auf vorgeprägten Bahnen laufenden Gedankengänge die Anstrengung vermeiden, geistig wach zu werden – eine Anstrengung, an die sie nicht mehr gewöhnt sind und die sie deshalb als unangenehm empfinden.

Ist jemand geistig wieder erwacht, verliert er jede Lust und jedes Bedürfnis, sich in einen Wettkampf gegen die Zeit zu begeben. Er handelt nach dem Prinzip, daß alles, was getan zu werden verdient, es auch verdient, gut gemacht zu werden. Er zieht also die Qualität der Quantität vor. Sich zu beeilen und seine Arbeit hinzuschludern, nur um sagen zu können, sie sei getan oder um sein Gewissen zu beruhigen, das ist ihm fremd. Für ihn gibt es für alles eine Zeit, und alles muß zu seiner Zeit getan werden.

Geleitet durch Weisheit, nimmt er sich also die Zeit, um eine Sache nach der anderen zu erledigen und zugleich zu erleben, und diese Weisheit stammt aus dem Wirken seines Geistes, nicht nur des Verstandes. Letzterer kann geschult und gelehrt sein, logisch und schlau entscheiden, doch Weisheit ist eine Eigenschaft, die nur dem erlebenden Geist zu eigen ist.

### **Wir brauchen nicht noch mehr Zeit!**

Wenn wir in weiser Folge eines nach dem anderen voll bewußt tun, leben wir in der Gegenwart, und das, was wir tun, ist das für uns Wichtigste. Wir sind nicht in Gedanken bei anderen Dingen, denn das würde uns von der Gegenwart entfernen, vielleicht ungeduldig werden lassen oder zu Streß führen.

Es sind wohl Weisheit und Geduld nötig, damit man nicht immer „anderswo“ sein möchte als im Augenblick dessen, was man tut. Das Bedürfnis, in der Gegenwart zu leben, resultiert aus dem geistigen Bewußtsein, daß alles eine Erfahrung sein kann, und daß die getane Arbeit weniger wichtig ist als die daraus zu ziehende Lehre und die sich aus dem Tun entwickelnden Fähigkeiten.

*Wir brauchen nicht noch mehr Zeit zum Leben, sondern die Weisheit, daß wir in der Zeit, die wir haben, wirklich leben!*

Aber wie sehr sind wir in dem, was wir tun? Ist jede Handlung, die wir gerade ausführen, tatsächlich die wichtigste für uns?

Einem Weisen, der in seinem Garten einen Baum pflanzte, wurde die Frage gestellt: „Was würden Sie heute noch tun, wenn man Ihnen sagte, dies sei der letzte Tag Ihres Lebens?“

Nach Art der von einer tödlichen Krankheit betroffenen Menschen, die eine Weltreise unternehmen, um die wenigen ihnen noch zum Leben bleibenden Monate zu nutzen, würden die meisten wohl eine Liste von Vergnügungen anführen, die sie sich noch gönnen möchten, oder Menschen aufzählen, die sie noch ein letztes Mal sehen wollen. Der Weise aber entgegnete: „*Ich würde meinen Baum zu Ende pflanzen!*“

Mehr Informationen über das Werk „Im Lichte der Wahrheit“ Gralsbotschaft von Abd-ru-shin finden Sie unter [www.gralsbotschaft.org](http://www.gralsbotschaft.org)